

Baltische Monatsschrift.

XXXVI. Band.

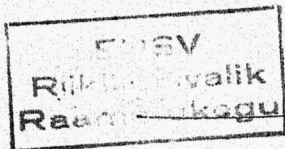
3. Heft.

Inhalt.

	Seite
Julius von Schröder. Zur Erinnerung an das Leben und Wirken eines baltischen Schulmannes. Von Georg Rathlef	175
Aus der neuesten Statistik Livlands. Von D. M—o	204
Wanderungen durch unsere Provinzialhauptstadt. I. Von Joseph Girgensohn	232
Ein Blatt aus dem Tagebuche eines Kurländers. Von Carl Boy	246
Notizen. (Zwei Erzählungen von Graf Leo Tolstoi: Luzern. Familienglück. Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.) (Dr. Bernhard Münz)	251
(Die Immobiliensteuer in Riga und die Gebäudesteuer in Oesterreich von Gustav Sodoffsky	256

A b o n n e m e n t s

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. **50** Bogen (9 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.



Reval, 1889.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Briefe und Zusendungen für die Redaction sind zu richten an Advocat H. Hollander, Marstallstrasse Nr. 20 in Riga.



Julius von Schröder.

Zur Erinnerung an das Leben und Wirken eines baltischen Schulmannes.

In einer Zeit, wo unser ganzes Schulwesen den bedeutendsten Reformen unterliegt, dürfte das Lebens- und Charakterbild eines Mannes wol Interesse beanspruchen, der von hervorragender Stelle aus mehrere Jahrzehnte hindurch seine Lebensarbeit diesem alten Schulwesen geweiht hat. Das Bild Director Julius von Schröders mag hier so gezeichnet werden, wie es seinen Mitarbeitern aus der letzten Zeit seines Amts- und Arbeitslebens vorschwebt, namentlich in denjenigen Zügen, die ihnen dieses Bild lieb und werth gemacht haben. Von dem früheren Leben sei nach Schröders eigenen Aufzeichnungen über seine Jugendstudien und ersten Berufsjahre berichtet.

Julius von Schröder entstammte einer aus Deutschland eingewanderten Familie. Sein Grossvater war Kaufmann in Riga und von Kaiser Joseph II. geadelt worden, sein Vater war Prediger in Lemsal; auf dem Pastorat Lemsal ist Schröder im J. 1808 geboren.

Als vierjähriges Kind im Kriegsjahr 1812 verlor er seine Mutter, und der Knabe hat jene mütterliche Zärtlichkeit entbehren müssen, «deren das Kinderherz bedurfte». Das Bild der Mutter aber hatte die frühesten Jugendeindrücke ihm doch fest eingeprägt. Der durch Amtsgeschäfte sehr in Anspruch genommene Vater hatte wenig Zeit für ihn, so war er vielfach den Leuten überlassen, «sah und hörte vieles, was Kinder dieses Alters nicht hören und sehen sollen». «Ich bin mir im Ganzen bewusst» — sagt er — «dass

sich ein schwerer Trübsinn auf die vereinsamte und verlassene Knabenseele legte, der sich tief bei mir festsetzte und den ich nie ganz los geworden bin.» Im achten Jahr kam Schröder auf die Kreisschule nach Wenden (die Kreisschulen galten bis zum Jahr 1820 als Vorschulen für das Gymnasium, wo sie reorganisirt wurden). Mangelhafte Aufsicht im Hause und theilweise mangelhafter Unterricht in der Schule wirkten hier ungünstig zusammen; der Knabe hatte nach sechs Jahren herzlich wenig gelernt und war in Gefahr, ohne ernste Anstrengung der Kräfte in Nichtsthun zu verkümmern. «Im ganzen» — sagt er — «scheint mir meine Schulzeit in Wenden düster und dumpf. Nur ein Moment steht hell vor meiner Erinnerung. Dass man von mir nicht viel hielt, wusste ich wol, und selbst traute ich mir auch nichts zu. Eines Tages trug Hübner mathematische Geographie vor. Ich verstand Alles. Es erfolgte Lob über Lob. Ich war selbst über dies Ereignis ganz erstaunt. Hier hätte man mich wol fassen müssen. Doch es geschah nicht und es wurde wieder aschgrau.»

Wie wichtig im Erziehungsleben ist doch das Moment, auf welches Schröder hier hinweist! welch' mahnende Erfahrung ist es! Wie ein Raubvogel sollte jeder von uns Lehrern die Gelegenheit ins Auge zu fassen und zu ergreifen suchen, in der er einmal einen schlechten oder schwachen Schüler von Herzen loben darf und ihn durch Anerkennung zu heben vermag — eingedenk der beglückenden Seligkeit, die solch ein armes, vielleicht stumpf oder verzagt dahinlebendes Kindergemüth durchströmt, wenn einmal auch das frohe Gefühl des Gelingens es durchleuchtet und erquickt — und an diese Freude lässt sich denn manches Mal doch vielleicht der Hebel ansetzen, um es zu fassen und aufzurichten.

Auch der Knabe Schröder war einer solchen Hilfe sehr bedürftig.

«Als ich mich» — erzählt Schröder — «in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Wenden höchst unglücklich fühlte und fühlen musste — wenn auch ohne dass es klar ins Bewusstsein trat — über das durchaus Unzuträgliche der Lage, in der ich mich befand, schlief ich eines Abends, nachdem ich gebetet, unter heissen Thränen ein. Da erschien mir die Mutter im Traume, herzte und tröstete mich. Nie erinnere ich mich in meinen Kinderjahren geherzt und geküsst worden zu sein. Diese Erscheinung wiederholte sich in den beiden darauf folgenden Nächten genau wieder. Dieser Eindruck blieb mir unauslöschlich. Ein Schutzgeist!!»

So wenig Nutzen ihm das eigentliche Schulleben in Wenden gebracht hat, so bemerkt er doch: «Vielleicht darf ich sagen, dass das freie Treiben (ausser der Schule und in der schönen Umgegend der Stadt), das zwar dem Schulzweck nicht eben förderlich war, doch der Entwicklung meiner Persönlichkeit im Ganzen förderlich gewesen ist. Denn unsere Jugendbildung leidet nur zu sehr an der Ueberbürdung, die dem Knaben eben nicht Zeit lässt, sich persönlich auszuleben.»

Dieser Gedanke aber vermochte das Bewusstsein, dass die Knabenjahre verfehlt gewesen, doch nicht auszulöschen «und» — sagt er — «das tiefe Gefühl, wie viel an mir versäumt wurde, ist mit der stärkste Sporn gewesen, der Jugend, die in meinen Bereich kam — eigene Kinder, oder fremde Kinder, gleichviel — gerecht zu werden und ihnen zu geben, was ich entbehrt hatte und, was sie bedurften.»

Der Vater nahm den 14jährigen Knaben jetzt wieder nach Hause zurück, um ihn für das Gymnasium in Riga vorzubereiten. Er unterrichtete ihn hauptsächlich im Lateinischen, daneben im Französischen und Griechischen; das andere blieb zur Seite.

«In der ersten Zeit» — erzählt Schröder — «musste er öfters Zwangsmittel anwenden, um mir die Faulheit auszutreiben, später aber entwickelte sich, bei der concentrirten Beschäftigung mit einem Unterrichtsgegenstand, die Lust zum Lernen.»

Zu dieser Erfahrung bemerkt er ausdrücklich, sein Vater habe — wol ohne sich dessen bewusst zu sein — bei ihm die einzig richtige Methode angewandt: «Will man einem vernachlässigten Schüler aufhelfen — so kommt es wesentlich darauf an, die sittliche Kraft dadurch zu stärken, dass man den Kenntnisstand zunächst in einem Fache, gleichviel in welchem hebt, und die Freude am Gelingen und das Selbstvertrauen weckt. Was ich an mir erfahren hatte, habe ich zum Heile manches verunglückten Schülers theils selbst angewendet, theils anwenden lassen. — Es versteht sich von selbst, dass eine solche Cur nur ausser dem gewöhnlichen Schulbetrieb angewendet werden kann.»

«Dieses Jahr» — sagt er von sich — «bildet den Wendepunkt in meinem Leben, es rettete mich . . . denn war auch mein Wissen nach verschiedenen Seiten hin ganz unzureichend, so gewann ich das Gefühl und das Bewusstsein, wenigstens in einem Fache Fortschritte gemacht zu haben.» — Die Fortschritte waren in der That nicht unbedeutend. Als der Vater den Unterricht, der keineswegs

regelmässig war, begann, verstand der Knabe kaum die Declinationen — und noch in diesem Jahre bestand er in Riga im Lateinischen das Examen nach Tertia und wurde, weil er im Lateinischen genügte, in die Klasse aufgenommen.

Die Erfahrung, welche Schröder gemacht hatte — von dem Vortheil, den es bringt, einzelne Fächer gründlich und nachdrücklich, wenn auch auf Kosten der übrigen zu betreiben — wurde auf dem Gymnasium in demselben Sinne ergänzt. «War auch die Schule» — sagt er — «nicht nach allen Seiten gut organisirt, hatte ich namentlich nicht Gelegenheit, die Lücken in meinem Wissen ausreichend auszufüllen, so war doch der Unterricht im Lateinischen und Griechischen, Deutschen und in der Religion gut. Wir hatten Lehrer, an die wir uns anlehnen und die das Muster in der Pflichterfüllung sein konnten und waren.» — «Wir genossen in den oberen Klassen einer gewissen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die Schülern sonst nicht pflegt eingeräumt zu werden. Ich versäumte z. B. Stunden, in denen ich nichts lernen konnte und studirte zu Hause, erinnere mich aber nicht, je zu einer Entschuldigung angehalten worden zu sein. Dennoch wurde fleissig gearbeitet, für die Stunden, die wir für voll ansahen und in denen uns die Lehrkraft ausreichend erschien.»

Schröder gehörte zu den besten Schülern. «Ich gewann» — sagt er — «eine Selbständigkeit, die ich glaube mir bis in mein Alter bewahrt zu haben. Ein — wie ich jetzt glaube — gewagtes Experiment meines Vaters trug wesentlich dazu bei, mich von meinem 16. Jahr an selbständig zu machen. Er miethete mich in einem Bürgerhause» — bei im Ganzen wenig gebildeten Leuten — «ein, wo ich am Morgen meinen Kaffee hatte, sonst aber in keiner Weise abhängig war. Eine liebevolle Aufnahme dagegen fand ich in dem Elternhause meiner Stiefmutter; in der ältesten unverheirateten Schwester derselben fand ich eine mütterliche Freundin; hier hatte ich meinen Tisch, war täglich in meinen Freistunden dort und kann den Einfluss dieses Verkehrs für mich nicht hoch genug anschlagen.

Als mein Vater abreiste, begleitete ich ihn — dieses steht noch jetzt völlig klar vor meiner Seele — und bevor er den Wagen bestieg, nahm er fast trocken von mir Abschied und sprach zu mir die Worte: «Von jetzt ab, mein Sohn, wirst Du für Deine Handlungen selbst verantwortlich sein.» So schieden wir. Ich gab kein Versprechen, wie er auch keines verlangte. Aber diese Worte schlugen wie ein Blitz bei mir ein. «Steht es so,» dachte

ich bei mir selbst, «da will ich doch zeigen, dass ich selbständig bin.» Ich erfüllte als Schüler meine Pflicht, ich ging der Verführung, an der der Aufenthalt in Riga nicht arm ist, aus dem Wege und die Erinnerung an meine Schulzeit ist eine der angenehmsten und befriedigendsten meines Lebens.»

Namentlich war für Schröder — seinem eigenen Bewusstsein nach — die Zeit der Confirmation in hohem Grade fruchtbringend. «Zu keiner Zeit arbeitete ich mehr, denn der späte Abend und der frühe Morgen fand mich am Arbeitstisch, und doch lebte ich zu keiner Zeit meines Gymnasiallebens mehr mit meinen Schulgenossen als damals. Mein Leben war kräftig und frisch. Mit tief sittlichem Ernst legte Grave (der hochgeachtete Lehrer der Religion und des Deutschen) uns die Gesinnung nahe, die dem Jünglinge beiwohnen muss, wenn er am Altare das Gelübde der Mündigkeit und Selbstverantwortlichkeit ablegt.»

Nach $3\frac{1}{2}$ Jahren war Schröder unter den Abiturienten; er hatte die Absicht Diplomatie zu studiren. «Es war Sitte» — Schröder erzählt das Folgende als Beweis des Einflusses, den einzelne Lehrer auf die Schüler geübt — «dass den Lehrern gegen Ende des Semesters die Liste der Abiturienten *in spe* vorgelegt wurde, wobei es denn Billigung, Misbilligung, Rathschläge &c. gab. Als bei solcher Gelegenheit der Oberlehrer der griechischen Sprache Renninger an meinen Namen kam, sagte er: «Schröder, Sie Diplomatie?» Dies Wort genügte. Voll Scham und Wuth strich ich meinen Namen aus der Liste und blieb noch freiwillig ein ganzes Jahr länger in der Schule. Ich danke das dem alten Herrn noch in dieser Stunde. Jetzt nahm mein Geist eine andere Richtung, allmählich reifte der Entschluss, Theologie zu studiren. Ich entwickelte meine Gedanken darüber in einem Aufsätze, den ich Grave einreichte und den er mit der Unterschrift censirte: «*Macte consilio tuo*». — Nach $4\frac{1}{2}$ jährigem Aufenthalt verliess ich die Schule — nicht wie ein Knabe, welcher froh ist, dem Zwange zu entrinnen, sondern mit dem dankbaren klaren Gefühl, ihr bei allen Mängeln, die ich wol sah, viel, sehr viel zu verdanken. Ich verliess die Schule mit dem tiefen Gefühl der Trauer, dass für mich eine Zeit abgelaufen war, die nicht wiederkehren oder sich wiederholen sollte, mit ihrer harmlosen Beziehung zu befreundeten Menschen, mit der innerlichen Arbeit an der eigenen geistigen Entwicklung. Ich schied wie von einer befreundeten Welt, die mir nicht zurückkehren sollte, und ich täuschte mich nicht.»

So manches Mal hat Schröder in später Zeit, wenn von dem Widerwillen die Rede war, mit dem jetzt so oft Schüler von der Schule scheidend, dieser seiner Abschiedsempfindungen gedacht und dabei darauf hingewiesen, wie die weniger gleichmässig auf viele Fächer vertheilte und einseitige Arbeitsweise jener Zeit doch wol eine grössere Arbeitsfreudigkeit und eine grössere innere Befriedigung habe gedeihen lassen.

So bezog Schröder zu Johanni 1827 die Universität Dorpat, um Theologie zu studiren.

«Die damaligen Professoren der Theologie waren wenig geeignet, die hohe Achtung vor dem theologischen Studium, die wir mitgebracht hatten, zu befestigen und zu erhöhen; von ihnen unterschied sich wesentlich der Professor für praktische Theologie Lenz — er war ein frommer, guter und auch unterrichteter Mann. Edel in seiner Gesinnung, gütig im Verkehr mit seinen Schülern, zog er uns an sich heran; auch ich hatte das Glück, ihm und seiner Familie näher zu treten und empfinde auch jetzt die dankbarste Erinnerung für ihn.» Lenz starb aber während Schröders Studienzzeit, und «so stand es schlimm, sehr schlimm mit meinen theologischen Studien». Schröders sociale Stellung war unter den damaligen Verhältnissen nicht leicht: «Mein Vater nahm mir das Versprechen ab, in keine Verbindung einzutreten und mich nicht zu schlagen. Beides habe ich gehalten — aber der Vorsatz, das zu thun, legte mir eine Vorsicht und Zurückhaltung auf, die mich auf den kleinsten Bekanntenkreis von der Schule her beschränkte und auf meine Studirstube verwies.»

«Da ich fleissig gewesen war, konnte ich am Ende des dritten Jahres mein Candidatenexamen bestehen. Aber mich begleitete das schmerzliche Gefühl, dass von den hohen Anforderungen, die ich an die Universität und mich selbst gestellt hatte, wenig oder nichts realisirt war; sollte etwas Tüchtiges werden, so musste das Studium neu aufgenommen und fortgesetzt werden.» So ging Schröder zu Johanni 1830 in den Ferien nach Hause, mit der Absicht, wenn irgend die Mittel beschafft werden konnten, nach Dorpat zurückzukehren.

Da erhielt er von dem Director der Domschule in Reval das Anerbieten, als Lehrer und Inspector an diese Schule zu kommen. Nach längerem und schmerzlichem Schwanken nahm er Abschied von seinen Plänen, nahm die Stelle an, machte in Eile sein Oberlehrerexamen als Religionslehrer und war Anfang August 1830

zur Stelle. Bald zog er Huhn, den späteren Prediger zu St. Olai (der zu seinen nächsten Freunden gehörte), nach.

Das Gefühl aber, dass sein Studium nicht ausreichend beendigt sei, liess Schröder nicht los; die Pflichten an der Schule wiesen ihn auf die Ausfüllung der Lücken in seinem Wissen; er begann, sich in Mathematik und Naturwissenschaften hineinzuarbeiten und es erschliesst sich ihm eine Ahnung von der Bedeutung dieser Gegenstände, für die er dann stets ein lebhaftes Interesse bewahrt hat. — So gab er denn nach zwei Jahren diese erste pädagogische Thätigkeit auf, um nach Dorpat zurückzukehren. «Jugendlicher Uebermuth hindert mich — sagt er — die Stellung, die ich einnahm, ausreichend zu schätzen, und der Schritt, den ich that, fand nur Entschuldigung in dem Drange, den ich empfand, mich weiter auszubilden. Nie ist mir später eine ähnliche günstige und befriedigende Stellung geboten worden.»

So kehrte Schröder denn nochmals nach Dorpat zurück und studirte hier zwei Jahre lang von 1833—35 hauptsächlich Mathematik und Naturwissenschaften, trieb auch Philosophie und Literaturgeschichte.

Ganz von den neuen Objecten gefesselt, liess er sich nicht wieder zu theologischen Studien zurückführen, obgleich die theologische Facultät indessen eine Umgestaltung erfahren, die Schröder selbst als eine sehr günstige empfand. — «Auch begann ich zu fühlen,» sagt er, «dass sich in mir ein vollständiger Bruch mit dem Dogma der Kirche vorbereite, der es mir nach meinem Gewissen unmöglich machen musste, in der protestantischen Kirche eine Stellung als Lehrer einzunehmen.»

Nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität reichten die Mittel nicht weiter zu längerem Studium in Dorpat, noch weniger war es ihm möglich, eine ausländische Universität zu beziehen; so nahm Schröder denn eine ihm angebotene Lehrerstelle bei einem Fürsten U. in Kasan an; da er nicht nach Deutschland konnte, war es ihm recht, auf diese Weise im Inneren des Reiches Land und Leute kennen zu lernen. Schon die Reise dahin bot Gelegenheit zu mancher für ihn interessanten Beobachtung.

Die Kinder des fürstlichen Hauses waren «zwar gut geartet, aber schwach erzogen und daher sehr ungezogen, und es kam oft im Salon und bei Tafel, namentlich wenn der Vater abwesend war, zu ungläublichen Scenen.»

Schröder hatte nur den ältesten Sohn des Hauses, einen 13-

jährigen Knaben, zu unterrichten. Dieser war «sehr befähigt, talentvoll und besass für sein Alter ausreichende Kenntnisse, doch musste er zu jeder Arbeit herangezogen werden; da er aber gutmüthig und anhänglich war, so war die Arbeit an ihm nicht vergeblich».

Auf Wunsch des Vaters wurde die ganze Kraft des Unterrichtes auf die Mathematik, gerichtet. Mit der Arithmetik war der Knabe schon gut bekannt, so dass der Lehrer hier weiter bauen konnte. Schröder arbeitete denn täglich 2—3 Stunden mit seinem Zögling Mathematik und nahm im Laufe eines Jahres fast den ganzen Gymnasialcursus mit ihm durch. «Derselbe gewann nicht nur Einsicht, sondern erwarb auch eine anerkannterthe Gewandtheit.» — Es sei das möglich gewesen, hebt Schröder ausdrücklich hervor, weil der Knabe, wie gesagt, sehr begabt gewesen, und weil gerade in der Mathematik, und nur in ihr, ein solches einseitiges Fortschreiten möglich sei, ohne dass die übrige geistige Entwicklung damit Schritt halte.

Es ist aber doch eine Erfahrung von grossem allgemein pädagogischen Interesse, die Schröder hier gemacht hat, eine Erfahrung, in der sich theilweise wiederholte, was er früher an sich selbst erlebt hatte. Sie zeigt, wie wirksam es sein kann, wenn statt des gleichzeitigen und gleichmässigen Vielerlei, das so wenig ein tiefer liegendes Interesse in den Kindern wachzurufen geeignet ist, die energische Arbeit in einem Fache in den Vordergrund tritt. Wollte man das *Nebeneinander* der Schulfächer mehr in ein *Nacheinander* verwandeln, so dass immer ein Fach oder einige Fächer vorwaltend betrieben werden, so dürfte man damit ein nicht unwichtiges Mittel ergriffen haben, um jener Gleichgiltigkeit gegen die Gegenstände des Unterrichtes entgegenzuarbeiten, mit der so viele Abiturienten die Schule verlassen, arbeitsunlustig — nicht nur examenmüde, was ganz natürlich wäre — und ohne rechten wissenschaftlichen Trieb.

Schon wenn der Lehrer den leichten Versuch macht, einen Schriftsteller mehr im Zusammenhang zu lesen statt der thörichten gleichzeitigen Lectüre von zwei oder gar dreien!! wird er fraglos bald bemerken, wie viel grösser das Interesse der Schüler wird; es könnten aber auch Griechisch und Lateinisch so mit einander wechseln, dass immer das eine Fach vorwiegend (nicht allein) betrieben wird; dasselbe wäre wohl auch bei Geschichte, Geographie und Deutsch' möglich.

Abwechslung bedarf namentlich der jugendliche Geist, und

man kann daher mit Kindern nicht nur ein Fach treiben; bei den Sprachen und der Mathematik darf ausserdem die Beschäftigung damit nicht längere Zeit ausgesetzt werden; davon ist hier aber auch nicht die Rede — es sollen nur einzelne Fächer stark in den Vordergrund treten — zumal in den oberen Klassen. Leichter ist es natürlich, das im Privatunterricht durchzuführen — aber, wenn erst die Erkenntnis von der Heilsamkeit einer solchen Umgestaltung durchbricht, wird man auch schon für den Klassenunterricht Mittel und Wege finden, um das so weit als möglich zu realisiren.

«Der Vater» — erzählt Schröder — «der wol sah, was wir vorhatten, aber doch nicht genug Fachkenntnis besass, um das Ergebnis des Unterrichts ausreichend beurtheilen zu können, hegte offenbar Zweifel, ob ich nicht schwindelte und ob er schliesslich nicht betrogen werde. Als wir im folgenden Jahre nach Moskau kamen, trat der Fürst mit dem Professor der Mathematik an der Universität, Benschmann, in Verbindung und bat um eine massgebende Prüfung. Der Professor schickte einen Candidaten zur Feststellung des Thatbestandes. Dieser sah einen Knaben von 14—15 Jahren vor sich und fing an, ihn in der Bruchrechnung zu examiniren. Der Junge lachte ihn aus. Er überzeugte sich dann weiter, dass mehr vorhanden war . . . der Professor hielt es für angemessen, selbst eine eingehende Prüfung abzuhalten und gab dem Vater gegenüber schliesslich das Urtheil ab, der Sohn sei reif, den mathematischen Vorlesungen zu folgen.»

Das erzählte Examen fand statt, als die fürstliche Familie nach Moskau übergesiedelt war. Bei der Uebersiedelung nach Moskau gab Schröder die Hauslehrerstelle auf und gedachte nach Dorpat zurückzukehren — er fand in Moskau aber einen Verwandten und Bekannten vor und entschloss sich vorläufig dort zu bleiben. Mit seltener Liebe und Güte wurde er namentlich im Hause des Staatsraths Schröder aufgenommen (aus Riga stammend, aber nicht mit unserem Schröder verwandt). «In dem Kreise dieser edlen und guten Menschen» — sagt Schröder — «fühlte ich mich heimisch. — Sie sind alle dahingegangen, aber ich fühle die ernste Pflicht es hier auszusprechen, wie ich ihnen und ihrer elterlichen Liebe zu warmem Danke verpflichtet bin.» In diesem Hause lernte er auch Fräulein Marie v. Schrenck kennen, mit der ihn bald das Band der Ehe verband.

Es ist eine an Kindern reich gesegnete Ehe gewesen¹.

¹ Es waren zwölf Kinder, die dieser Ehe entsprossen: sechs Söhne und

Und die Erziehung dieser seiner Kinder — sie hat für Schröder einen ganz wesentlichen Theil seines Lebensinhaltes gebildet — ihr war er mit nicht ermattendem Idealismus immer und immer wieder jedes Opfer zu bringen bereit, mit immer neuer Hoffnung, unter immer neuen, schmerzlichen Enttäuschungen, Entbehrungen und Anstrengungen hat er, bei knappen Verhältnissen, gerungen, mit väterlich aufopfernder Treue, mit Hintansetzung aller eigenen Bedürfnisse und Bequemlichkeit gerungen, ihnen die Bahn hinaus in das Leben und durch das Leben zu ebnen und sie zu befähigen etwas zu leisten. Seine Ideale in ihrer Seele gross zu ziehen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, ihnen ein Vater zu sein, der ihnen nicht nur weiterhalf, sondern sie auch hineinleitete in das Leben und seine Aufgaben — namentlich auch in den Jahren, in denen des Jünglings Seele, die für das Leben entscheidende Richtung gewinnt — das war seine Arbeit, seine Freude und sein Stolz. In dieser Aufgabe lag ihm ein grosser Theil des Werthes, den das Leben überhaupt für ihn besass. Und wenn es ihm stets ein Schmerz blieb, dass er durch Naturell, Charakter und Verhältnisse selbst nicht zu wissenschaftlichen Leistungen gelangt war, so blieb es eine tiefe Sehnsucht seines Herzens, durch seine Söhne erfüllt zu sehen, was er dem Leben an Leistungen schuldig geblieben zu sein empfand.

Man wird im Gedenken daran an Fichtes schönes Wort erinnert: «Welcher Edeldenkende will nicht und wünscht nicht in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser sein eigenes Leben von neuem, auf eine verbesserte Weise, zu wiederholen und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommnet auch auf dieser Erde noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist.»

sechs Töchter; neun davon, drei Töchter und die sechs Söhne, haben den Vater überlebt. Der älteste, Dr. Julius Schröder, ist Professor der Chemie an der Forstakademie in Tharand (Verfasser eines von der Dorpater Universität mit dem Heimbürgerschen Preise gekrönten Werkes über die Rauchsäden der Vegetation); Dr. Georg Schröder Lehrer der Mathematik, Chemie und Physik am Realgymnasium in Basel; Dr. Woldemar Schröder Privatdocent der Pharmakologie an der Universität Strassburg (Verfasser mehrerer pharmakologischer Arbeiten); Dr. Leopold Schröder Docent des Sanscrit an der Universität Dorpat (Herausgeber des Māitrāyaṇī Samhitā genannten Jadschurveda in vier Büchern, Leipzig 1881—86; Verfasser von: Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung 1887 &c.); Dr. Theodor Schröder älterer Ordinator an der Augeneheilanstalt in Petersburg; Dr. Christoph Schröder Director der Wasserheilanstalt Sassenhof bei Riga.

Es ist nicht die Aufgabe, auf diese Seite aus Schröders Leben näher einzugehen — es möge hier nur noch mit Schröders eigenen Worten das Zeugnis eine Stätte finden, das der Greis darüber abgelegt: «Mit seltener Treue half sie (meine Frau) mir die Lasten tragen, mit denen mein späteres Leben umstellt war, und gegenwärtig am Rande des irdischen Daseins, bezeuge ich nach bester Ueberzeugung, dass unsere Arbeit und unsere Sorge unausgesetzt gerichtet war auf die wichtigste Aufgabe jeder Familie, die ihre heilige Aufgabe begreift — auf die Erziehung unserer Kinder. Und wenn in dem Gelingen dieser grossen Aufgabe ein so grosser Lohn einer gütigen Vorsehung liegt, welche das Herz und die Schicksale der Menschen lenkt, so haben wir alle Ursache, nicht über das Schwere der Vergangenheit zu murren und zu klagen, sondern aus vollem Herzen zu danken. Wir können scheiden von diesem Leben mit dem Bewusstsein, vor vielen, sehr vielen bevorzugt gewesen zu sein durch Güter, gegen die Arbeit, Sorge und Kummernis wesenlos verschwinden.»

Die Heirat war Schröder möglich geworden, weil seine ökonomische Lage damals gesichert war. Er hatte eine Stelle an der Commerzakademie erhalten und wurde gleichzeitig als Rector an der Petri-Pauli-Kirchenschule angestellt, deren oberste Klasse damals kaum den mittleren Gymnasialklassen entsprach und die in keinem guten Zustande war.

Fünf Jahre verwaltete er dieses Amt, vom Sommer 1836 bis zum Sommer 1841; aber noch ohne innerlich für den pädagogischen Beruf gewonnen zu sein und ohne in seiner damaligen Stellung Befriedigung zu finden. Ein dauerndes Andenken hat er sich in Moskau gestiftet, durch Gründung der Evangelischen Armen- und Waisenschule, die er — unterstützt von dem wohlhabenden Bäckermeister Meyer — im Jahre 1838 ins Leben rief und die jetzt, in Schröders Todesjahr, ihr 50jähriges Jubiläum begeht.

Er behielt die theologische Laufbahn noch immer im Auge, bestand sein Consistorialexamen, predigte ab und zu, ja schickte sich zweimal an, eine Pfarre zu übernehmen, während er zugleich noch «einen grossen Anlauf nahm, um den Gegensatz zum kirchlichen Dogma, den er empfand, auszugleichen». — «Es war ernst gemeint» — sagt er — «und ich liess es mich nicht wenig Schweiss und Mühe kosten.» — Die Philosophie sollte es thun. Hegel hatte das neue Evangelium verkündet. Er lösete, so war die Verheissung, alle Schwierigkeiten — er hob die einfach Gläubigen in die höhere

Sphäre des Wissens, er lösete die Gegensätze und Dissonanzen zwischen Glauben und Wissen. — «Ich hatte den guten Glauben, ich könne auf diesem Wege zu meinem Ziele kommen. Doch je weiter ich kam, je mehr ich die wahre Meinung der Herren verstehen lernte, um so klarer wurde es mir, dass dialektische Künste den Dienst thun sollten, Unvereinbares zu überbrücken und zu versöhnen. Ich bedauere es nicht, diese weitschichtige Arbeit vorgenommen zu haben, denn sie führte mich — wenn auch negativ — schliesslich zu einer festen Stellung, die ich nicht wieder verlassen habe.»

Aber auch nachdem er mit dem Dogma völlig gebrochen hatte, blieb ihm die Hochachtung vor dem innerlich veredelnden Geist des Christenthums und das lebendige Gefühl für den Werth eines von diesem Geist durchdrungenen Lebens. Wesentlich dazu beigetragen, ihm das Auge dafür zu öffnen, hatte ausser der Einwirkung seines Vaters ein Tag, den er als Knabe in der Herrnhuteranstalt Neuwelk verlebte und der einen unvergesslichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, in ähnlicher Weise das, was er sonst vom Leben der Herrnhuter in der Gemeinde seines Vaters und im Hause eines Baron Campenhausen in seiner Jugend gesehen.

Er habe, sagt er einmal in seinen Aufzeichnungen, viel für sich aufgegeben, als er die Theologie aufgab, «denn ich fühlte mich berufen zum geistlichen Amte . . . die erste und ernste Pflicht der Wahrheit, der Treue gegen mich selbst hat mich gezwungen, zu lassen, was mir werth und theuer war».

Wenn er in den mancherlei, namentlich auch philosophischen Studien, die er später trieb, dem «unbezähmbaren» (so nennt er ihn) Trieb nach Erkenntnis, der dem Menschen eingepflanzt sei, folgte, so war ihm dieses Suchen und Fragen — wie in seiner Grabrede gesagt worden — zugleich eine religiöse Angelegenheit.

Als Schröder die theologische Laufbahn aufgab, entschloss er sich, sich ganz dem Schulfach zuzuwenden. Seine bisherige Thätigkeit wies ihn darauf hin. Die allgemeine Bildung, die er erworben, und die Mannigfaltigkeit seiner Studien konnte ihm auf diesem Gebiet sehr nützlich und förderlich werden; der wiederholte Wechsel in denselben aber, bedingt nicht nur durch die Verhältnisse, sondern auch durch Geistesanlage und Charakter, verbunden mit der Nöthigung, die Studien wiederholt in wichtigen Augenblicken abzubrechen, und den Arbeiten, die administrative Stellungen im Schulfach später mit sich brachten, hinderten ihn,

sich irgendwo so in eine Wissenschaft einzuarbeiten, dass er sich wirklich in derselben zu Hause fühlte; ein schmerzliches Gefühl des Unbefriedigtseins darüber hat ihn, wie schon oben angedeutet, nie verlassen. Entschloss Schröder sich für die pädagogische Laufbahn, so dachte er doch nicht in Moskau, auf einem ihm immerhin fremden Boden, zu bleiben. Die moskauer Atmosphäre sagte ihm immer weniger zu — innere und äussere Gründe liessen ihn zu keiner Befriedigung kommen, und es reifte immer mehr der Entschluss, in die Heimat zurückzukehren. Er brach in Moskau ab und siedelte mit seiner Familie nach Dorpat über.

«Man konnte,» sagt er, «den Schritt unüberlegt nennen. Aber der Gedanke, meine Kinder unter den dort herrschenden Einflüssen aufwachsen zu sehen, liess mir keine Ruhe. Ich habe diesen Schritt nie bereut. Ich entsagte zwar Verhältnissen, die mir ein sicheres Auskommen in Aussicht stellten, aber ich verpflanzte mich und die Meinigen in einen Boden, dem wir entsprossen, dem unsere Traditionen angehörten. Wenn ihr (meine Kinder) in Dorpat geboren, aufgewachsen und erzogen seid in deutscher Zucht und Sitte, deutscher Umgebung und Schule — so ist der Vortheil so gross gewesen, dass alles augenblickliche Ungemach, welches diese Uebersiedelung begleitete, dagegen verschwindend ist.»

Auf die Rückkehr nach Dorpat folgt zunächst eine Zeit des Wartens und Suchens nach einer neuen Thätigkeit. Im Jahre 1841 wurde Schröder als Inspector am dorpatschen Gymnasium angestellt und verblieb in dieser Stellung fünf Jahre bis 1846; dann verwaltete er als Beamter des Curators des dorpatschen Lehrbezirks zwei Jahre das Amt eines Kronsschulinspectors, welches ihm Gelegenheit gab, alle Schulen der baltischen Provinzen zu bereisen und kennen zu lernen; im Jahre 1849 wurde er zum Director des dorpatschen Gymnasiums und der demselben zugehörigen Schulen ernannt und bekleidete dieses Amt 21 Jahre lang bis zum Jahr 1870.

Das dorpater Gymnasium hat unter seiner Leitung eine Blüthezeit erlebt und durch ihn wichtige und durchgreifende Erweiterungen und Umgestaltungen erfahren.

Für den wichtigen Elementarunterricht war damals in Dorpat noch in sehr wenig ausreichender Weise gesorgt; Schröder war es, der die Vorbereitungsklassen des Gymnasiums, die in Dorpat und weit darüber hinaus lange rühmlichst bekannte, nach ihrem Leiter und Director benannte «Blumbersgsche Schule» ins Leben rief.

Schröder war es auch, der die «Parallelklassen» des Gymnasiums einrichtete. Er konnte die bei steigendem Bildungsbedürfnis wachsende grosse Schülerzahl in den Klassen nicht länger ruhig ansehen, die mit Nothwendigkeit zu einer oberflächlichen Behandlung der Schülerindividualität führt und es unmöglich macht, dem Einzelnen eine genügende Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen. Durch Einrichtung einer Parallelklasse zu jeder Gymnasialklasse wurde die Schülerzahl getheilt und damit eigentlich ein zweites Gymnasium begründet. Unter Schröders Directorat traten auch an Stelle der fünf Gymnasialklassen sieben; eine Einrichtung, die gleichfalls die Schülerzahl in den einzelnen Klassen verringerte und bewirken sollte, dass nicht Schüler von zu ungleichen Kenntnissen in einer Klasse zusammen unterrichtet werden mussten.

Nach 21jähriger Wirksamkeit legte Director Schröder sein Amt nieder, als die Verhältnisse zu Massregeln führten, unter denen er es nicht weiterführen zu dürfen glaubte — und er opferte lieber sein Amt als seine Ueberzeugung.

An seinem Lebensabend wurde Schröder, nachdem er fünf Jahre hindurch ohne Amt gewesen, noch einmal dazu berufen, eine Schule nicht nur zu leiten, sondern auch zu organisiren.

Es traten nämlich die Eltern vieler Kinder, die bisher Privatunterricht genossen, auf Professor Volcks Anregung zur Gründung einer gemeinsamen Schule zusammen, nachdem der Genannte schon seit längerer Zeit darauf hingearbeitet hatte, eine solche Vereinigung des Unterrichts vorzubereiten. Ein Schulverein, der ökonomisch das Zustandekommen der Schule ermöglichte, wurde gebildet, einem Directorium, bestehend aus Director Schröder, Prof. Volck und Prof. Brückner, wurde das Directorat an der Schule übertragen und der Erstere, von seinen Mitdirectoren gebeten, die Leitung derselben zu übernehmen. Die Oberaufsicht über den altklassischen Unterricht sollte Professor Volck führen. Volck und Schröder suchten die ersten Lehrer aus und im August 1875 trat die Schule ins Leben.

Mit der Jugendfrische und jugendkräftigen Begeisterung, deren er fähig war, legte Schröder Hand ans Werk; es lockte ihn die Aufgabe (wie er selbst sagte), seiner Heimat eine wohleingerichtete Schule zu hinterlassen.

Nach den pädagogischen Idealen, die ihm vorschwebten, suchte er sie zu gestalten. Eine Erziehungsanstalt sollte es sein, in welcher die individuellen Bedürfnisse des einzelnen

Schülers nach Möglichkeit Berücksichtigung fanden. Die Schülerzahl sollte deshalb nicht zu gross sein und wo möglich die Zahl von 25 nicht überschreiten. Dem Lehrer sollte zu einer kräftigen Einwirkung auf die Schüler die Möglichkeit gewahrt werden, und dazu wurde auf die Stellung des Ordinarius und sein Verhältnis zu den Schülern grosses Gewicht gelegt. Schröder war ein entschiedener Gegner des Fachlehrer- und ein Anhänger des Klassenlehrersystems; er suchte deshalb möglichst viele Fächer in der Hand eines Lehrers, des Klassenlehrers, zu vereinigen.

«Der Lehrer muss die Schüler in die Hand bekommen,» pflegte er wol zu sagen. Naturgemäss liess sich das in den Elementarklassen — an denen Schröder seine besondere Freude hatte — und an den unteren Gymnasialklassen am meisten verwirklichen, aber so viel als möglich wünschte er das auch an den oberen Klassen zu thun und trachtete danach, sie in der Weise e i n e m Lehrer zu übergeben — wie an der Krümmerschen Anstalt in Werro die Prima dem ausgezeichneten Lehrer Mortimer übergeben war, jenem Mortimer, dem einer seiner charaktervollsten Schüler beim Abschied von der Anstalt ein Wort niederschrieb, das jedem Lehrer ein Ideal seiner Aufgabe vorhält:

«Ich danke Dir für Zeit und Ewigkeit, denn Du hast mir die Welt geöffnet.»

Durch eine solche Vereinigung der Fächer in der Hand eines Lehrers meinte Schröder auch wirksam der Ueberbürdung entgegen zu arbeiten, die grösstentheils dadurch entsteht, dass die Lehrer neben den Interessen ihres Faches leicht vergessen, wie viel der Schüler noch in anderen Fächern zu leisten hat und wie er in seiner einheitlichen und in ihrer Receptionsfähigkeit beschränkten Persönlichkeit Alles aufnehmen soll.

Um einer Ueberbürdung entgegenzuarbeiten, entwarf Schröder wol ein Schema darüber, wie viele von den Tagesstunden dem Schüler durchschnittlich zum Schlafen, Essen und zur Erholung nöthig sei — wie viel Zeit also die Schule beanspruchen dürfe — und suchte danach die Aufgaben der Lehrer zu regeln. Dabei wurde besonders d e r Gesichtspunkt festgehalten, dass in den unteren Klassen fast Alles in der Schule gelernt werden solle — dass aber in den oberen Klassen durch B e s c h r ä n k u n g d e r St u n d e n z a h l und grössere Betonung der häuslichen Arbeit der Schüler, bei wachsender Reife, zu s e l b s t ä n d i g e r e r Arbeit herangebildet werden solle.

Es darf wol gesagt werden, die Schule blühte unter Schröders Leitung empor und genoss Vertrauen, weit über die Kreise hinaus, aus denen sie erwachsen war.

Nicht, als ob Alles an derselben zu rühmen gewesen wäre — sie hatte ihre grossen Mängel — und Vieles ist Schröder und seinen Mitarbeitern nicht gelungen und von ihnen nicht gut gemacht worden.

Denn wenn auch dasjenige, was Schröder in seiner Pädagogik als werthvoll empfunden und erfahren, ihm unverrückbar als Leitstern vor Augen schwebte und sein Denken sowol wie sein Handeln bestimmte, so konnte es doch, bei der grossen Beweglichkeit seines Geistes und seinem in hohem Grade sanguinischen Temperamente leicht geschehen, dass — wie es bei Idealisten nicht zu gehen braucht, aber öfters geht — das mit Wärme Erfasste nicht zur Klarheit im Einzelnen durchgebildet, dass bei dem Eifer für eine eben erfasste Idee Anderes nicht genügend beachtet und bei Seite gelassen wurde, dass manches Geplante und Inangriffgenommene oder in der Idee zur Anerkennung Gebrachte nicht recht zur Ausführung kam und wieder liegen blieb; und bei der Jugend der meisten und den individuellen Anlagen anderer Lehrer, fand Schröder hierin nicht die volle Ergänzung, deren er bedurft hätte. Bei dem Wunsche, etwas Tüchtiges zu leisten — ja wol gar eine Muster-schule zu gründen, was er später gelegentlich selbst als Eitelkeit verurtheilte — liess er sich wol verleiten, manche Fehler der Schule gering zu achten, ihre Leistungen in zu günstigem Licht zu sehen und höher zu schätzen, als sie es verdienten.

Wenn Schröder gute Gesichtspunkte für den Unterricht anzugeben wusste und Privatunterricht mit gutem Erfolg erteilte, so war er für den Klassenunterricht nicht geeignet, es gelang ihm darin — mit so freudigem Eifer er auch dabei verfuhr — durchaus nicht; von den Gedanken, die ihm vorschwebten, erfüllt, bemerkte er nicht, dass ihm die Schüler nicht folgen konnten. Er erging sich in der Ausführung der Ideen, die er gern den Schülern erschlossen, verlor dabei aber zu sehr die Klasse und die Verstandnis-kraft der Schüler aus dem Auge.

Gehörte überhaupt eine ruhige Stetigkeit und eine gleich-mässige Consequenz nicht zu den Vorzügen seines Wesens, ja hatte er vor solch einer Consequenz einen gewissen Horror, so dass er wol einmal ein Dictum citirte: «Nur der Teufel ist consequent,» so lag doch in dem schwungvollen Idealismus seiner ganzen

Persönlichkeit eine Geistesmacht, die in ihrer Einwirkung auf das gesammte Leben der Schule jene Mängel auf anderer Seite grossentheils wieder ausglich. Nicht war Schröder in dem Sinne Idealist, dass er nicht mit den realen Verhältnissen gerechnet hätte — das that er durchaus, und hielt es für Thorheit, sie zu verkennen, aber ein echter Idealist war er darin, dass in seinem Empfinden sowol als seinem Handeln sich bewährte, wie der Mensch nicht lebt vom Brod allein, sondern von den grossen Gedanken, in deren Dienst er sich stellt.

Das trat auch bei seiner Arbeit an der neugegründeten Schule zu Tage; er leistete sie um der Sache willen, aus Freude an ihr, ohne eine irgend entsprechende materielle Entschädigung; und als sie später erhöht wurde, verzichtete er darauf zu Gunsten seiner Collegen.

Seine Ideale aber waren ihm nicht Gedankendinge — sie waren erfasst mit warmem Herzen und gerade das Wirksame an seiner Persönlichkeit war — wie so schön in seiner Begräbnisrede gesagt worden — dass ihm das Herz lebte, dieses Herz in seiner Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe, die am alten Blücher gerühmt werden darf, an den Schröder, so verschieden das Arbeitsfeld beider war, in manchen Zügen seines Wesens erinnerte — es gab seiner Persönlichkeit ihren Charakter.

Mit ganzem Herzen machte er sich denn auch an die neu-übernommene Aufgabe. Er arbeitete nicht nur für die Schule, sondern er lebte und webte ganz in dem Gedanken an sie; sie war seine Sorge früh und spät und unwillkürlich lenkte sein Gespräch von allen Seiten zu diesem Gegenstand zurück; immer und immer wieder. Als er einst nach dem Schluss eines Semesters stundenlang mit seinen Lehrern bei einem Glase Wein zusammengesessen, da sagte er, wie man auseinander ging, befriedigt mit freundlichem Lächeln: «Wovon haben wir denn die ganze Zeit über wieder gesprochen? von unseren Schülern.»

In den Jahren dieser seiner neugewonnenen Thätigkeit war wirklich sein Leben nur der Schularbeit geweiht, und er erfuhr auch den Segen an sich, den es bringt, einer Sache zu dienen. Er wurde wieder frisch und jung in dieser Arbeit und mit Dankbarkeit hat er es empfunden, dass ihm hier in seinem Alter noch einmal zu wirken vergönnt war, so lange es für ihn noch Tag war. Ein Jahrzehnt vor seinem Tode schrieb er einem seiner damaligen Collegen als Weihnachtsgruss: «Der hohe Gegenstand

unserer Arbeit, die wachsenden Ziele unserer Thätigkeit geben unserem Leben einen Inhalt, wie er Wenigen geboten ist. Wollen wir dafür dankbar sein und auch ferner mit unserer Arbeit zahlen.»

Das Werk, das er trieb, war ihm aber eine grosse und heilige Sache, weil Ehrfurcht vor dem Adel und der Hoheit seines Berufes eine der Haupttriebfedern in seinem Wirken war. Feierliche Momente des Schullebens, wie ein ernster Censurtag, konnten ihn mit tiefer Andacht erfüllen.

Deshalb aber war ihm seine Arbeit ein heiliges Werk, weil er einen tiefen Glauben in den Werth einer Menschenseele, an Reinheit und an das Gute im Menschen in sich trug:

Im Dunstkreis der Sünde seit früher Jugend,
 Glaub' ich an Tugend,
 Geknechtet von Willkür, gewaltsam, schlecht,
 Glaub' ich an Recht.
 Versenkt bis ans Herz in Sumpf der Gemeinheit,
 Glaub' ich an Reinheit.
 Umringt von Finsternis mauerdicht,
 Glaub' ich an Licht.
 Zugvogel, Seele, Geist —
 Wer, oder was du seist, —
 Fremdling, verschlagen,
 Stille dein Klagen.
 Was auch dein Herz empört,
 Glaubst du an Menschenwerth,
 Hell, wie ein Himmelsglanz,
 So bist du glücklich ganz,
 Bist nicht betrogen.

Dieses «Credo» eines Freundes hat Schröder auch als das seinige bezeichnet.

Nicht, als ob er die Macht der Sünde im Menschen gering geachtet — aber er sah in menschlicher Unsittlichkeit und menschlicher Verkommenheit eine gemeinsame Schuld der Gesellschaft — der christliche Busstag war deshalb eine Feier, die ihm besonders sympathisch war — und das Gefängnis vor seinem Gymnasium war ihm eine stete Mahnung, an seinem Theil an der Sühnung dieser Schuld mitzuarbeiten durch helfende Arbeit an den ihm anvertrauten Kinderseelen: Er war tief von der Schwäche des Menschen durchdrungen und von der Abhängigkeit desselben von den ihm

eingeebenen Verhältnissen; ein tiefes Mitgefühl und das Verlangen zu helfen, konnte — namentlich in der Erinnerung an die eigene Jugendzeit — ihn wol erfassen einem missleiteten und verkümmerten Kinde gegenüber, wenn es seinem Herzen nahe gebracht wurde. Diese Anschauung, verbunden mit einem weitherzigen Wohlwollen gegen die Mitmenschen liessen jene Humanität seiner Gesinnung erstehen, die bei aller Schroffheit, deren er fähig war, wohlthuend berühren und erwärmen musste. Nützen, stärken und dadurch fördern und helfen! — das wurde einer der bestimmendsten Gesichtspunkte, das war das bescheidene und doch so grosse Ziel seiner Pädagogik, und er konnte wild werden, wenn bei einem schwachen, aber sittlich gesinnten und in seiner Weise strebsamen Schüler richtende Strenge oder Härte niederzudrücken drohte, wo er so gern stützen und er-muthigen wollte. Aufmunternde Anerkennung von Seiten der Lehrer war ihm viel lieber als ein genau analysirendes Abwägen der Leistung.

Er hielt gelegentlich einem Collegen die Antwort vor, die Hamlet dem Polonius gab, als dieser sagte: «Gnädiger Herr, ich will sie (die Schauspieler) nach ihrem Verdienst behandeln»: «Potz Wetter, Mann, viel besser: behandelt jeden Menschen nach Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher?!»

Mochte er im Einzelfall ungeduldig werden, in der ganzen Schulleitung galt ihm der Grundsatz: «G e d u l d G e d u l d u n d w i e d e r G e d u l d ist die Bedingung jeder gedeihlichen Erziehung.»

Er glaubte nicht, dass Erziehungskünste einen Menschen um-machen könnten («die Birke wird nie ein Tannenbaum,» schrieb er in diesem Zusammenhang). Dazu war er viel zu tief von der Macht der Individualität im Menschen überzeugt. «Die Erziehung hat» — das war seine Anschauung — «diese unverkümmert zu entwickeln nach ihrem vollen Inhalt und Reichthum der Anlagen; nichts kann in den Menschen hineingebracht werden, was nicht der Anlage nach in ihm vorhanden ist»; aber doch hatte er einen starken Glauben an die Kraft einer das Gute fördernden, das Böse hindernden Leitung, eben gerade weil er durchdrungen war von der beeinflussenden Macht der Verhältnisse, in die wir gestellt sind, und mit Ehrfurcht betrachtete er gute, fördernde Einrichtungen (macht die Verhältnisse so, dass der Knabe nicht böse sein kann!). G e w ö h n u n g! zum Guten — das war es, was er im Auge behielt.

Mit dem lebendigen Gefühl für menschliche Eigenart und der Achtung vor ihr hing die weite — ja wol mitunter auch zu weit gehende Duldsamkeit gegen die Fehler der Menschen zusammen. «Wo unsere Vorzüge sind» — pflegte er, einem bekannten Gedanken Ausdruck gebend, zu sagen — «da liegen auch unsere Fehler, sie sind oft nur Uebertreibungen unserer Vorzüge.» Er ertrug sie an Anderen mit humaner Geduld, als die nothwendigen Schattenseiten von Persönlichkeiten, denen er sonst vertraute und die er als Ganzes achtete.

Die Heranbildung zu einer sittlichen Persönlichkeit stand ihm als eigentliche Aufgabe des Erziehers durchaus im Vordergrund, Kenntnisse dem gegenüber in zweiter Linie; sie waren ihm theils selbstverständliches Resultat, theils nothwendiges Mittel für die Hauptaufgabe, und dieser entsprechend wurden die e t h i s c h e n Gesichtspunkte bei der Behandlung der Schüler vorwiegend betont.

So wichtig ihm die Gewöhnung war, sollte doch Alles von Innen heraus kommen, und die Bedeutung und den Segen einer strammen äusseren Zucht hat er dabei wol unterschätzt. Von einer äusseren Zwangsdisciplin hielt er wenig und nichts von einem Regiment der Furcht.

«Furcht ist die Mutter der Lüge.» Vor dieser wollte er die Kinder bewahren; sie sollten zum Muth der Wahrheit erstarken und mit väterlich besorgtem Herzen vermied er ängstlich, was sie darin verstricken konnte; so war ihm alles Inquiriren in hohem Grade verhasst.

Die innere Wahrhaftigkeit war es, auf die es ihm ankam. Mit Vertrauen behandelte er — wie der grosse englische Schulmann Thomas Arnold — seine Schüler und ein auf Wahrhaftigkeit und Vertrauen beruhendes Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern sah er als Grundbedingung gedeihlichen Einwirkens auf die Zöglinge an. Herzlich wenig war es ihm darum zu thun, dass der Lehrer den Schülern als unfehlbar erscheine, aber sehr darum, dass der Schüler das Vertrauen habe, der Lehrer werde, auch wo er im Unrecht sei oder sich geirrt, der Wahrheit die Ehre geben; und hochsinnig war er jederzeit bereit, auch den Schülern gegenüber einen Irrthum oder einen begangenen Fehlgriff einzugestehen und ein Unrecht rückhaltslos wieder gut zu machen; er that es nicht unsicher und schüchtern, sondern mit herzlicher Freundlichkeit, ja mit dem freudigen Stolz, den entgegenstehenden Anschauungen zum Trotz den rechten Weg zu gehen.

Unwillkürlich musste ein solches Verhalten helfen, jenen Wahrheitssinn in den Schülern gross zu ziehen, dem nicht: Recht behalten, sondern recht zu handeln und die Wahrheit festzuhalten, die Hauptsache ist.

Ein solches Verhältnis förderte denn auch etwas Anderes, was Director Schröder für besonders wichtig hielt und worauf — wie oben gezeigt — der ganze Organismus der Schule angelegt war — das Eingehen auf die individuellen Bedürfnisse des einzelnen Schülers.

Diesem Grundsatz: den Bedürfnissen des Einzelnen nachzugehen, und den früher an der eigenen Person gemachten Erfahrungen entsprach es, wenn Schröder weniger nach Gleichmässigkeit in den Leistungen fragte, als danach, ob der Schüler irgendwo etwas leiste; die Anregung eines tiefer wirkenden Interesses auf irgend einem Gebiete hielt er mit Recht für einen der grössten Schätze, die den Schülern mitgegeben werden könnten; er sah das als eine fördernde, rettende Mitgift für das Leben an. Bei seiner Werthschätzung der angeborenen Kräfte und Triebe des Menschen wollte er, dass diese geweckt würden, und dass jeder werde, was eben er werden könne. Und — um an einen schönen Gedanken in Jean Pauls «Levana» zu erinnern — auch in seinen Augen war das Urbild dessen, was er werden solle und könne, das jeder in seiner Seele trage, bei jedem Menschen ein verschiedenes.

Und so war Schröder auch seinen Lehrern gegenüber:

Er hat die Stellung eines Directors hoch gehalten; wie Thomas Arnold legte er auf die Unabhängigkeit des Directors von äusseren Einflüssen hohen Werth; gerade das war einer der Gründe, um derentwillen er auf eine entsprechende Remuneration verzichtete; die Unabhängigkeit, die er dadurch erhielt, mochte er nicht entbehren und seinem Wirken entziehen.

Es war eine seiner Grundmaximen, in zweifelhaften Fällen zunächst zu fragen: Was bin ich hierin mir selbst schuldig; verträgt sich das Geforderte mit meiner Würde? und dann erst: was wird dabei herauskommen? Aber, so unentwegt er darauf beharrte, es hiess ihm doch auch: Führe dich nicht in Versuchung, und der Greis hat es als einen aus seiner Lebenserfahrung hervorgehenden Rath ausgesprochen: «Man solle solche Verhältnisse vermeiden, in denen unsere Pflicht und unser Vorthail stets in Conflict gerathen.»

Er wollte sich äusserlich und innerlich die Fähigkeit zu unabhängigem Handeln wahren.

Noch in allerletzter Zeit hat er einem jungen Freunde die Mahnung zugerufen: «Ihr seid theuer erkaufte, werdet nicht der Menschen Knechte» — es war sein Confirmationsspruch, der sich ihm unvergesslich eingepägt.

War er in Dingen, die nicht seine tiefsten Ueberzeugungen berührten, namentlich wenn sie ihm unter einem idealen Gesichtspunkt entgegentraten, leicht durch Personen, die er schätzte, beeinflussbar, leicht für und auch wol gegen Sachen und Menschen einzunehmen — so war er doch in der Unmittelbarkeit seines Empfindens und der daraus hervorgehenden frischen Entschiedenheit seines Handelns eine ihrer selbst gewisse Persönlichkeit — sicher ihren Mann zu stehen.

Die Freiheit, die er sich zu wahren suchte, gönnte er aber auch Anderen. Mit dem deutlichen Bewusstsein des Gegensatzes zu vielfach verbreiteten, auch in Preussen herrschenden Anschauungen, sah er die Aufgabe des Directors den Lehrern gegenüber nicht darin, sie zu beherrschen, sondern mit ihnen gemeinsam zu arbeiten und einer hochgehaltenen Sache zu dienen — und wo er es konnte — sie in ihrem Thun zu fördern.

«Die Lehrer sind nicht — so hat er es ausdrücklich ausgesprochen — ein untergeordnetes Material, das man nach Belieben und Umständen benutzt und wegwirft.» Er zeigte seinen Lehrern auf Schritt und Tritt, namentlich auch den Schülern gegenüber, dass er ihre Person, ihre Arbeit, ihre Selbständigkeit achte, und durch das Vertrauen, das er ihnen bewies — das Vertrauen eines edlen Herzens zu den Menschen — hob er und beschämte er sie und forderte sie auf, es zu verdienen.

Noch weniger wie bei den Schülern, mochte er bei den Lehrern Zwang anwenden — hier erst recht hiess es ihm: von innen heraus, nicht von aussen hinein. Er war der Ueberzeugung, dass jeder so wirken soll, wie gerade er es vermöge; auch wo er mit der Art eines Lehrers nicht einverstanden war und sich bewusst war, es besser zu wissen, verzichtete er darauf, durch Anwendung von Befehlen Aenderungen zu erzwingen, es sei denn, dass er etwas durchaus nicht glaubte dulden zu dürfen, er liess ihn wol auch zu sehr gewähren.

Wo es ihm nöthig schien, wusste er schon Ansprüche zurückzuweisen: «Was fragt ihr nach euren Rechten, fragt nach euren Pflichten,» rief er wol seinen Lehrern zu — oder wie er diesen Gedanken bei manchen Gelegenheiten gern mit den Worten Hamilkar

Fölkersahms wiedergab: «Nicht die Rechte, die wir ausüben, sondern die Pflichten, die wir uns auferlegen, geben uns unseren Werth.» Am Schluss seiner Wirksamkeit hat er sich über sein Verhältnis zu seinen Lehrern dahin ausgesprochen: «Ich bin dabei nicht zu kurz gekommen, mein Wort und meine Entscheidung gilt bei den Lehrern.»

Verschmähte er den Zwang, so war er dagegen sehr bemüht, die Lehrer zum Zusammenwirken zu bringen, zum Wirken in einem Geist — nicht nach einer Schablone, immer aufs neue anregend, durch seine ideale Auffassung von Beruf und Leben, durch sein warmes Interesse für die Sache aufmunternd und belebend. Der Conferenz in Disciplinarfällen die Entscheidung zu überlassen, liebte er im Ganzen nicht, entschied lieber selbst — aber immer wieder vereinigte er die Lehrer um sich, um die Einigkeit im Geiste aufrecht zu erhalten und mit ihnen in Gedankenaustausch über Behandlung der Schüler und die Angelegenheiten der Schule zu treten. Oefters besuchte er die Stunden der Lehrer, sei es, um sich daran zu freuen, wenn sie es gut machten, sei es, weil sie es schlecht machten; dann aber nicht um sie zu tadeln, sondern um ihnen zurecht zu helfen; und die freundliche Weise, mit der es geschah, die zarte — Ehrerbietung möchte ich sagen, die er dabei vor den Schülern dem Lehrer gegenüber walten liess, die herzliche Theilnahme, mit der das schöne, leuchtende Auge des Greises über die Klasse hinsah — Alles das vermochte einen herz-erwärmenden Eindruck zu machen.

Und so ist es geschehen, dass in der zuletzt von ihm geleiteten Schule die Lehrer in hohem Grade sich als eine zusammengehörige Genossenschaft fühlten, dass zu seiner Zeit ein collegialer Sinn diesen Lehrkörper erfüllte, ein Sinn, bei dem der Eine es vertrug, wenn ihm der Andere die Wahrheit sagte, es nicht nur vertrug, sondern auch mit Dank aufnahm. Gewiss kamen Conflictе auch hier vor zwischen Lehrer und Director, und sachliche Gegensätze in den Anschauungen — sie konnten wol heftig auf einander platzen, zu dauernder Verstimmung wurde das aber nur, wo zu tiefem sachlichen Gegensatz eine Ablehnung dem collegial-freundschaftlichen Geist der Lehrer-genossenschaft gegenüber hinzukam.

Ein gering achtendes Verhalten gegen den Lehrerstand und ein unbilliges Verfahren gegen seine Lehrer kränkte ihn sehr und wo — um ganz von Schulangelegenheiten abzusehen — man ihn in dem Innersten seiner Empfindungen, in denjenigen Personen, die

ihm besonders nahe standen, verletzte, da brach wol die volle in-grimmige Leidenschaft eines stark empfindenden Herzens los — er konnte da, durch seine Empfindung irregeleitet, auch ungerecht zürnen und verbittert sein.

Und da ihm das, wofür er lebte, wirklich Herzenssache war, so waren ihm diejenigen Mächte und auch diejenigen Personen, von denen er sah oder zu sehen glaubte, dass sie dem, was er hochhielt und wofür er lebte, entgegenarbeiteten oder es zerstörten — wohlgehasste Feinde. Conflicte eigentlich persönlicher Art — mochte Schröder auch wol heftig aufbrausen — dauerten nie lange, weil der Alte, wo etwas zurechtzustellen oder gut zu machen war, jedem hochherzig mit offenem Bekenntnis beide Hände zur Versöhnung entgegenstreckte.

Mit denjenigen, mit denen er ein Werk trieb, fühlte er sich — wie schon angedeutet worden — innerlich verbunden, er liess sie nicht leicht antasten, seine Lehrer wussten es und durften darauf vertrauen, dass sie gegenüber den Anklagen und dem nicht selten lieblosen Aburtheilen im Publicum und bei den Eltern an ihm wirklich einen Halt hatten; mit seiner ganzen Persönlichkeit trat er, wie überall, wo ihm etwas Herzenssache war, für die Ehre seiner Lehrer und seiner Schule ein — *toujours en vedette*.

Seine Lehrer hatten das Glück, zu wissen, dass das Auge ihres alten Directors mit freundlicher und väterlicher Theilnahme auf ihrer Arbeit ruhte — und das ist jedem ein grosses Geschenk, nicht nur für ein Kind, auch für einen Mann; sie durften wissen, dass er sich jedes Gelingens und jedes Erfolges auch um ihrer Person willen mit ihnen freute. Wie ein väterlicher Freund war er auch um ihre äussere Stellung besorgt — und für sich verzichtend — immer bedacht, seine Lehrer, so weit es ging und die Mittel der Schule es erlaubten, sicher und besser zu stellen. — Die Schule war aus kleinen Anfängen zu einem vollständigen Gymnasium emporgewachsen und zählte in 8 Gymnasial- und 3 Elementarklassen über 260 Schüler. Es war eine Schule geworden, in der unter den Schülern ein wahrheitsliebender Sinn und ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern herrschten, eine Schule von eigenartigem Charakter und belebt von dem Geist, den der Gründer derselben durch seine Persönlichkeit und seine pädagogischen Anschauungen seiner Pflanzung einzuhauchen gewusst hatte.

Schröder hatte für seinen Abgang den richtigen Zeitpunkt

erwählt. Mit der Berechtigung zum Abiturientenexamen, den erhöhten Anforderungen im Russischen, der schon dadurch nöthig werdenden Vermehrung der Stundenzahl, den steigenden Ausgaben und durch andere Umstände trat die Schule in neue, die Aufrechterhaltung der alten Traditionen vielfach erschwerende Verhältnisse ein.

In stiller Zurückgezogenheit, einer anspruchslosen und einfachen Häuslichkeit — charakterisirt durch die Bedürfnislosigkeit des alten Mannes — hat Schröder in dem Heim, das er sich geschaffen, im Kreise der Seinigen und einiger Verwandten die letzten Jahre seines Greisenalters verlebt. Von den Altersgenossen, mit denen er verkehrte, waren in Dorpat noch zwei am Leben — der, frühere Professor der Geschichte an der dorpater Universität Dr. Carl Rathlef — Schröders Bekannter seit 60 Jahren — und Schröders gleichaltriger Vetter und Jugendgenosse, der Propst Sielmann, der, schon lange an einer chronischen Krankheit leidend, tief ergriffen von dem Tode seines alten Freundes, ihm eine Woche später ins Grab nachgefolgt ist.

Im Gegensatz zu vielen anderen alten Männern war Schröder innerlich nicht einsam, weil in seiner Art, jede Persönlichkeit gelten zu lassen, ihm die Fähigkeit gegeben war, noch als Greis mit der jungen Generation mitzuleben und sich in eine neue Zeit zu finden. So hat er nicht nur mit seinen eigenen heranwachsenden Kindern wie mit Freunden zu leben vermocht, auch mit jungen Leuten, die er noch vor kurzem als Kinder in seinem Hause gesehen. Es war ihm das köstliche Geschenk gegeben, dass bis in seine letzten Tage — auch als sein Haupt schon seit Jahren schneeweiss war — das Herz frisch und jung geblieben ist; fähig, sich für Grosses, Gutes und Schönes zu begeistern, «so dass diejenigen, die seine Grosssöhne sein konnten, neben ihm oft wie abgelebt und lebensmatt erschienen» — und unwillkürlich mochte man durch ihn an das Luther-Wort: «Alt werden steht in Gottes Gunst — jung bleiben — das ist Lebenskunst» gemahnt werden, oder an das schöne Schleiermachersche Wort von der ewigen Jugend, an das bei seiner Beerdigung erinnert wurde.

«Dem inneren Wesen» — so schildert ihn einer seiner Mitarbeiter in den letzten Jahren — «entsprach in glücklicher Harmonie die äussere Gestalt. Der breitschultrige, kraftvolle, vom Alter nur leicht gebeugte Wuchs, allein durch seine, das Mittelmass menschlicher Körpergrösse überragende Höhe schon imponirend,

kündigte eine bedeutende Erscheinung an. Und diese, keinem äusseren Zwange sich unterwerfende markige Gestalt gipfelte in einem edel geformten Haupte, dem ausdrucksvollen Spiegel des Geistes, der «sich den Körper baut». Auf der hohen, reinen, vom Schneeweiss des Alters wie mit einem Glorienscheine umwobenen Stirn thronten Hoheit und Würde. Die blauen, meist gewinnenden, freundlich blickenden Augen, die nur selten, aber dann um so vernichtender in leidenschaftlichem Feuer aufblitzten (*truces et caerulei oculi*) verriethen die Lebendigkeit der inneren Seelenvorgänge; die Energie, die sich in der gewölbten Nase und dem im Greisenalter noch stärker hervortretenden Kieme kräftig aussprach, wurde aufs Angenehmste gemildert durch den unbeschreiblichen Zauber des Wohlwollens, der von dem beredten Munde des Greises ausstrahlte. Vor diesem edlen Patriarchenhaupte musste jeder Jüngere, auch der Röheste, eine unwillkürliche Regung der Pietät empfinden, und wem der Alte sich in seiner freundlichen Art vertraulich näherte, der fühlte wol eine Art von kindlichem Ehrfurchtsschauer, als ob er das Antlitz eines geliebten Vaters sähe.»

In gelungener Auffassung hat die Malerin S. v. Kügelgen die Züge des Greises der Familie zum bleibenden Andenken aufbewahrt in einem Bilde, dessen der Anstalt geschenkte Copie auch jüngeren Generationen von Schülern den «alten Schröder» vor Augen stellen soll.

Lebhaft interessirte Schröder auch jetzt noch immer die von ihm mitbegründete und von ihm zuletzt geleitete Schule — und es konnte wol nicht anders sein, als dass ihm die herzlichste Dankbarkeit und Verehrung der einst unter ihm wirkenden Lehrer in die Stille des Privatlebens folgte, und wol manches Mal — es zeugt das von dem Verhältnis, in dem er zu ihnen stand — ist es geschehen, dass einer und der andere von jenen Männern dem lieben alten Greise — wie einem alten Vater — die Hand küsste. Und wenn sie zu ihm kamen, so hatten sie immer wieder Gelegenheit, die freundliche Gesinnung zu erfahren, die er gegen sie hegte; sie konnten sie herausfühlen aus der Freude, mit der er jedes Mal ihren Besuch empfing, aus der anspruchslosen Dankbarkeit, mit welcher er jede, auch die kleinste ihm erwiesene Freundlichkeit oder Dienstleistung aufnahm, sie sahen sie herausstrahlen aus seinen Augen, aus seinem schönen greisen Angesicht.

Tief verstimmt war Schröder in diesen Jahren oft über die ihn umgebenden allgemeinen Verhältnisse, in denen er so Vieles

von dem, was ihm theuer war und die Arbeit seines Lebens ausmachte, tiefgreifenden Umgestaltungen unterliegen sah. Aber mochten noch so oft die Wolken tiefen Unmuths ihn überschatten — oft brach doch auch wiederum sonnige Heiterkeit eines freundlichen, anspruchslosen, sich am Kleinsten kindlich freuenden Gemüthes hindurch. Erschwert und sehr getrübt wurden ihm diese Jahre dadurch, dass er allmählich erblindete, bis ihm eine Operation noch einmal das Licht der Augen und die Möglichkeit mannigfaltiger Beschäftigung und damit grössere Frische und ein Stück neuer Lebensfreude wiedergab. Am Anfang dieses Jahres, 1888, feierte er noch in einem ziemlich zahlreichen Kreise früherer Mitarbeiter seinen 80. Geburtstag.

Immer stärker jedoch meldeten sich die Beschwerden des Alters, wiederholte schmerzhaft Krankheitsanfälle untergruben seine Kraft; aber noch etwa einen Monat vor seinem Tode, im Juni 1888, hat er mit lebendiger Geistesfrische sich des Verkehrs mit den Seinen freuen und mit regem Interesse die die Gemüther bewegenden Fragen besprechen, in seinem Garten umherwandelnd sich an der Natur erfreuen können.

Mit philosophischer Ruhe, ohne Grauen und Furcht, hat der Greis dem herannahenden Tode entgegengesehen. Ein halbes Jahr nach seinem 80. Geburtstag, ein halbes Jahr vor seiner goldenen Hochzeit, nach mehrwöchentlicher Krankheit, in welcher das Bewusstsein mehr und mehr entschwand, ist er am Abend des 9. August 1888 sanft und friedlich entschlummert, so leise, dass man den letzten Athemzug von den vorhergehenden nicht zu unterscheiden vermochte.

«Ich wüsste» — heisst es in einem bald nach Schröders Tode von einem der tüchtigsten unter seinen früheren Lehrern, einem späteren Prediger, geschriebenen, an einen jungen, grösstentheils im Schröderschen Hause aufgewachsenen Freund gerichteten Briefe, der hier eine Stätte finden und der Anschauung des Schreibenden Ausdruck verleihen mag — «ich wüsste keinen besseren Bibelspruch auf sein Grab als Jes. 40, 30. 31: Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen, aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden. Es will mir dieses Wort auch deshalb passend für den Seligen erscheinen, weil es ein alttestamentliches ist, so wie er einem alttestamentlichen Patriarchen zu vergleichen. Wie Abraham

auf Hoffnung glaubte, so traute er seinem Gott auf Hoffnung; er werde alles, wenn auch in ferner Zukunft zu Stand und Wesen bringen, was seinem Liebesrath gefällt. Die Gegenwart sah unser alter Vater oft in sehr trübem Licht, die vorliegenden Zustände machten ihn unmuthig, weshalb sich eine gewisse Bitterkeit mit der freudigsten Hingabe an seine Ideale verband. Der Erlöser und Heiland sollte auch bei ihm gleichsam noch kommen, Christus erschien ihm als der wunderbar Erhabene, aber gleichsam als der Verheissene, noch Ferne, noch nicht in persönlicher Gemeinschaft mit uns stehend. Den Inhalt der Offenbarung Christi: «Gott ist die Liebe» und 1. Cor. 13 hatte er in seine Seele aufgenommen; der Träger der Offenbarung schien ihm als der Gegenwärtige und das, was er lehrte, an uns Wirkende noch fremd zu sein, wie die alttestamentlichen Gottesmänner sich an dem Licht des Sternes aus Jacob erfreuten, der Stern selbst ihnen aber fern und räthselhaft erschien. Nun wir hoffen und glauben, dass jetzt die alttestamentliche Zeit für ihn vorüber ist, dass die Weissagung zur Erfüllung geworden ist, dass er aus dem Hoffen zum Besitzen gelangt ist, und in Jesu Christo das Vorbild alles Wahren, Guten und Schönen anschauen wird, nach dem er hier mit so glühender Sehnsucht gerungen. . . . Gott wolle als die Frucht dieses Lebens einen unverilgbaren Zug zum Vorwärtstreben in uns erhalten und einen unauslöschlichen Hass gegen alle Geistesträgheit; nicht dass ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte.» — —

Unter den Klängen des Chorals, den die Seinigen ihm wol an den Feiertagen des Hauses hatten singen müssen, wurde seine irdische Hülle aus seiner Wohnung getragen:

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,
 Lob' ihn o Seele, vereint mit den himmlischen Chören.
 Kommet zu Hauf,
 Psalter und Harfe, wacht auf!
 Lasset den Lobgesang hören.

Die schöne Leichenrede hielt Docent, Pastoradjunct Mag. R. Seeberg; am Grabe sprachen der Inspector des Gouvernementsgymnasiums C. Treffner, ein Oberlehrer des Privatgymnasiums G. Rathlef und im Namen früherer Schüler Stud. L. v. Lingen und Redacteur Hydell aus St. Petersburg.

Es war eine zahlreiche Schaar: Angehörige, Lehrer, Schüler, die den Todten zur letzten Ruhestätte geleiteten. Von seinem

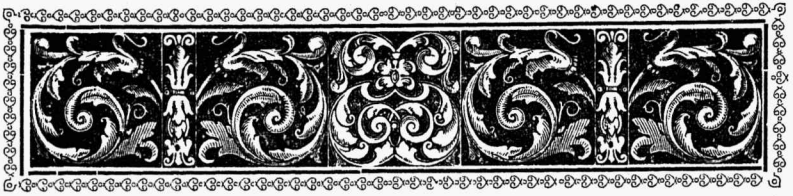
Grabe aus aber ergeht an diejenigen, die ihn hochgestellt und die ihn lieb gehabt haben, die Mahnung, die Tacitus einem edlen Sterbenden, dem sterbenden Germanicus in den Mund legt :

Non hoc praecipuum amicorum munus est prosequi defunctum ignavo quaestu, sed quae voluerat meminisse, quae mandaverit exsequi.

D o r p a t .

G e o r g R a t h l e f .





Aus der neuesten Statistik Livlands.

In einem Lande, wo die wissenschaftliche Statistik noch wenig entwickelt ist und es zu solcher Entwicklung an innerer Veranlassung fehlt, kann es nicht überraschen, wenn diejenigen Institutionen, welchen die Pflege der wissenschaftlichen Statistik formell übertragen ist, ihrer eigentlichen Aufgabe nicht gerecht zu werden wissen, und diese ihre Zweckbestimmung ausser Acht lassend, solche Gegenstände cultiviren, die im Grunde genommen mit Statistik nichts gemein haben. Unsere amtlichen statistischen Institutionen im inneren Reich senden nur höchst selten selbständig wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der Statistik in die Welt, pflegen dagegen alljährlich einen Kalender, ein Adressbuch und dergleichen herauszugeben, was anderwärts der privaten Initiative überlassen ist. Bei der ungemein selbständigen Stellung, welche die Secretäre der provinziellen statistischen Comités einnehmen, hängt es vornehmlich von dem Ermessen und den Liebhabereien der Secretäre ab, welcherlei Art die Arbeiten sind, zu deren Veröffentlichung die statistischen Comités die Ersparnisse aus ihrem knapp bemessenen Etat hergeben. Einige Secretäre sind passionirte Kalendermacher, andere hegen ein specielles Interesse für Archäologie (archäologische Arbeiten, darunter recht werthvolle, sind von statistischen Provinzialcomités mehrfach veröffentlicht worden) — wieder andere sind Criminalisten, woher manche Comités auch Darstellungen von

localen Sensationsprocessen ihre Mittel nicht versagt haben. Ja in einer Publication eines benachbarten statistischen Comités haben wir sogar Gedichte angetroffen, welche ein Glied dieses Comités zum Verfasser hatten. Alles das kann uns übrigens nicht wunder nehmen, wenn wir uns sagen, dass die Secretäre unserer statistischen Comités sich nur ausnahmsweise aus Fachleuten rekrutiren und dass die bibliothekarischen Schätze der meisten statistischen Comités meist gleich Null sind. Woher sollte also ein wirkliches Interesse für die statistische Wissenschaft, ein richtiges Verständniß für ihre Ziele und Aufgaben, die nöthige Planmässigkeit in den Erhebungen und Veröffentlichungen und die übrigen Grundlagen alle herkommen, auf welchen eine jede Statistik zu basiren hat, soll sie nicht als etwas vollkommen Nebensächliches oder gar Ueberflüssiges in den Augen dessen erscheinen, von welchem alle ihre Erfolge doch schliesslich abhängig sind — des Publicums.

Vom livländischen statistischen Comité waren wir bisher gewohnt, nur wissenschaftliche statistische Arbeiten oder wenigstens wissenschaftlich verwerthbares Zahlenmaterial veröffentlicht zu sehen. Wir erinnern hierbei an die Arbeiten von W. Anders und an diejenigen seines Amtsnachfolgers N. Carlberg. Letzterem ist es wenigstens vergönnt gewesen, neben einem amtlichen, im Jahre 1886 in russischer Sprache erschienenen Tabellenwerke, wissenschaftliche Arbeiten auf Grund officiellen Materials in Zeitschriften zu veröffentlichen («Der Selbstmord in Livland», Nordische Rundschau Jahrgang 1885, III. 2, und «Die Bewegung der Bevölkerung Livlands in den Jahren 1873—1882», Baltische Monatsschrift, Jahrgang 1886 Heft 1—3). Um so überraschter sind wir jetzt, einer Veröffentlichung des livländischen statistischen Comités zu begegnen, welche offenbar mehr den Zweck verfolgt, dem allgemeinen Nachschlagebedürfnis, als der wissenschaftlichen Statistik zu dienen.

Das unten titulirte Buch enthält in seinem ersten Abschnitte eine Nominirung des Personalbestandes der Regierungsbehörden und communalen Institutionen Livlands; ob darunter alle gemeint sind, ist nicht zu ersehen, jedenfalls vermissen wir darin Landschulbehörden, die Kreisimpfcomités, die Pastoren auf Oesel, während

»Nachschlagebuch für Livland auf das Jahr 1889«, herausgegeben vom livländischen statistischen Gouvernementscomité. Riga, 1889. «Справочная книжка Лифляндской губернии на 1889 годъ.» Издание Лифляндскаго Губернскаго Статистическаго комитета, г. Рига, 1889.

die sämtlichen Pastoren Livlands aufgeführt sind, ferner fehlt der Personalbestand der Eisenbahndirectionen, der Creditsocietät und für die Mittelschulen finden sich nur die Schulvorstände aufgezählt. Diese kleinen Mängel hätten gewiss leicht vermieden werden können, wenn man sich einfach an den «Rigaschen Almanach» gehalten hätte; dort finden sich fast alle jene wissenswerthen Auskünfte aufs Sorgfältigste bekannt gemacht. Noch dazu ist das System, welches hinsichtlich der Gliederung des Stoffes im Almanach zur Anwendung kommt, weit praktischer als das im bezeichneten «Nachschlagebuch» beliebte. Dort sind die Behörden einfach alphabetisch geordnet, hier sind sie nach den Ressorts zusammengefasst; innerhalb der einzelnen Ressorts herrscht die systemloseste Buntscheckigkeit. Hier wenigstens wäre doch wol eine alphabetische Gliederung am Platze gewesen. Der Satz ist bei der Eiligkeit der Veröffentlichung vermuthlich vielfach vom Einfließen des Stoffes abhängig gewesen, ein wenig mehr Ordnung wäre denn aber doch trotzdem möglich gewesen. Es macht sich jedenfalls, gelinde gesagt, sonderbar, wenn im «Nachschlagebuch» im Ressort des Ministeriums des Inneren der Personalbestand der Gensdarmerie dicht bei dem Comité für auswärtige Censur Platz gefunden. Ferner hätte dieser Abschnitt des «Nachschlagebuches» nicht wenig an Werth gewonnen, wenn wenigstens die Verzeichnisse der zahlreichen Pastoren, der griechisch-orthodoxen Geistlichen und der Post- und Telegraphenbeamten alphabetisch angefertigt worden wären.

Was das «Nachschlagebuch» mehr enthält als der «Rigasche Almanach» ist, dass bei den Namen der Regierungsbeamten die Vatersnamen der letzteren beigefügt sind. Auch ist der Rang nirgends vergessen. Ferner begegnen wir hier zum ersten Male einer Aufführung des Personalbestandes (höhere Chargen) der innerhalb Livlands stationirten Truppentheile. Unter der Voraussetzung, dass Nachschlagebücher dieser Art fortab alljährlich zur Ausgabe gelangen werden, dürften die Verzeichnisse der Kirchspielsgerichte nebst den bisher schmerzlich vermissten Angaben über die Stationirung derselben vielen Behörden willkommen sein.

Der zweite Abschnitt des Buches befasst sich mit der polizeilichen Eintheilung der Provinz, der Eintheilung Rigas in Polizeidistricte und der den Gehilfen der Kreischefs unterstellten Rayons in die Bezirke der Urjädniks. Aber auch hier lässt sich die alphabetische Ordnung der Gemeindeverwaltungen innerhalb der Urjädnikbezirke vermissen. Eine solche finden wir dagegen im

dritten Abschnitt. Dieser enthält eine alphabetische Aufzählung der Gemeindeverwaltungen nebst Angabe der Belegenheit (Kreis, Kreisbezirk, Kirchspiel, Kirchspielsgerichtsbezirk); welcher Zweck mit der gleichfalls hier untergebrachten namentlichen Aufzählung der Gemeindeältesten, Gemeindegerechtigten und der angesehenen Gemeindegerechtigten verbunden ist, getrauen wir uns nicht auszusprechen. Jedenfalls werden sich die genannten Herren nicht wenig geehrt fühlen, ihre Namen gedruckt zu lesen. Hierzu wird denselben in so fern Gelegenheit geboten werden, als, wie wir hören, jede Gemeindeverwaltung verpflichtet werden soll, ein Exemplar des «Nachschlagebuchs» für eigene Rechnung zu erwerben.

Durchaus fremd fühlen wir uns durch den zweiten und dritten Abschnitt des «Nachschlagebuchs» berührt. Nicht sind es die altgewohnten Ortsnamen, denen wir hier begegnen, sondern neue, meist dem Lettischen und Estnischen entlehnte Namen. Es wird jedenfalls geraume Zeit dauern, bis sich die Bevölkerung an diese wunderlichen neuen Ortsnamen gewöhnt. Was bei der in Rede stehenden Nomenclatur das leitende Princip gewesen, lässt sich schwer sagen. Manche Namen lauten auch jetzt noch wie ehemals; Bilderlingshof heisst Бильдерлингсгофское, Majorenhof Maiorenгофское; dagegen ist das durch seine Schnäpse wohlbekannte Stockmannshof in Штокманское (wof in Analogie von Шампанское) umbenannt worden. Wenn wir daher auch am Büffet vollkommen legal verfahren wollen, so werden wir hiñfürder nicht mehr nach einem Stockmannshöfer Pomeranzen, sondern nach Штокманское zu verlangen haben.

Der vierte Abschnitt enthält die Aufzählung aller Güter und Pastorate Livlands nebst Angabe der Besitzer resp. Arrendatoren und der «die polizeilichen Functionen auf dem Gute ausübenden Personen», worunter offenbar die Repräsentanten der Gutspolizei zu verstehen sind. Die Güter sind nach Kreisen und Kirchspielen gegliedert; eine alphabetische Anordnung des Stoffes fehlt auch hier; daher dürfte dieser Theil des «Nachschlagebuchs» zum Nachschlagen für denjenigen wenig geeignet sein, der nicht schon vor dem Aufschlagen des «Nachschlagebuchs» darüber orientirt ist, in welchem Kirchspiele das nachzuschlagende Gut belegen ist und zu welchem Kreise wiederum das betreffende Kirchspiel gehört.

Sehr instructiv und dankenswerth sind die beiden letzten Abschnitte des Buches. Hier beginnt endlich die Statistik, die sich ja in einer Veröffentlichung einer statistischen Institution doch

nicht gut gänzlich umgehen lässt. Wir meinen zunächst das nach Städten und Kreisen geordnete Verzeichnis der zur Zeit vorhandenen Vereine, Kassen und Stiftungen. Dann folgt als letzter Abschnitt eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Zahlenmaterial aus allen möglichen Gebieten der Administration.

Auf diese beiden Abschnitte, die des Wissenswerthen nicht wenig enthalten, wollen wir des Näheren eingehen.

Wie weit das erwähnte Verzeichnis der Vereine, Kassen und Stiftungen quantitativ zuverlässig ist, wissen wir nicht, nur so viel glauben wir mit Bestimmtheit sagen zu können, dass sicherlich nicht alle Gemeinschaftsgebilde dieser Art darin Platz gefunden haben. Schon bei flüchtigem Lesen vermissen wir zahlreiche bekannte Stiftungen in Riga, fast alle Stipendienstiftungen, sowie die dortpater und rigaer Studentenverbindungen.

Es ist gewiss nicht ganz leicht, bei einer wissenschaftlichen Darstellung in das bunte, vielgestaltige Gebilde des Vereinswesens System hineinzubringen. So mannigfach und mit einander verschlungen die Lebensbedürfnisse und Interessen, so verschiedenartig und in einander greifend sind auch die Gemeinschaftsgebilde, welche die Gesellschaft zur Befriedigung und Pflege jener erwachsen lässt. So giebt es Vereine, die ursprünglich zum Zwecke geselligen Beisammenseins gegründet worden, bald aber wissenschaftliche Belehrung, Pflege des Gesanges, der Musik überhaupt, oder die Unterstützung ihrer Mitglieder, die Gründung von Fachschulen und dgl. sich angelegen sein lassen. Andererseits giebt es sog. Wohlthätigkeitsvereine, bei denen nur der Name mit dem Zwecke identisch ist, die thatsächlich aber bestrebt sind, ihren Mitgliedern durch Veranstaltung von Tanzabenden nebst Ausschank von Bier, Theater Vorstellungen und Aehnlichem wohlzuthun. Vereine, die den Sport pflegen, unterstützen zuweilen gleichzeitig ihre Mitglieder und deren Angehörige in Krankheits- und Todesfällen, bilden zugleich Gesangsvereine und vergessen auch die Wohlthätigkeit nach aussen durch Veranstaltung von Concerten und Aufführungen nicht. In Folge dessen ist es für den Theoretiker oft recht schwer, das Vorhandene zu sichten, zu ordnen und zu classificiren, je nach Zweck und Charakter der zahlreichen Gemeinschaftsgebilde. Häufig lässt sich sogar eine scharfe Grenze zwischen einem Verein und einer Kasse nicht ziehen, und wir sind genöthigt, den gemischten Charakter des betreffenden Gebildes anzuerkennen.

Können wir in Beziehung auf Klassification der Gemeinschafts-

gebilde nur Unvollkommenes bieten, so wird unsere Darstellung leider auch nach Ort und Zeit hin lückenhaft sein. Unser Material giebt uns Aufschluss nur über den Zeitpunkt der Bestätigung des betreffenden Vereins durch die competente Obrigkeit. In sehr vielen Fällen aber wird der Zeitpunkt dieser Bestätigung mit dem factischen Beginn der Thätigkeit, der Gründung des Vereins nicht congruiren; namentlich bei den älteren Vereinen, wo die officiële Bestätigung oft erst nach Jahrzehnten erfolgt ist. Von vielen Vereinen ist das Gründungsjahr überhaupt nicht feststellbar und das rel. junge Datum ihrer amtlichen Anerkennung verleitet zu irrigen Annahmen. Bei einer Gliederung der Vereine nach dem Ort kann wiederum nur derjenige Ort massgebend sein, in welchem der Verein seine Versammlungen abhält, resp. wo sein Vorstand ansässig ist. Das richtige Bild der Sache wird oft dadurch verzerrt, dass beispielsweise die Mitglieder eines landwirthschaftlichen Vereins ausschliesslich Bewohner des flachen Landes sind, während sie in einer Stadt nur ihre Versammlungen abhalten und ein Vereinslocal besitzen, daher unter die Vereine der betreffenden Stadt rubriciren. Andere Vereine besitzen Mitglieder theils in der Stadt, in welcher sie sich zu versammeln pflegen, theils in anderen Städten resp. auf dem flachen Lande, andere wiederum in der ganzen Provinz oder gar im ganzen Reiche.

Alle diese Umstände erschweren jedenfalls die Gruppierung des vorhandenen Materials bedeutend, und das Festhalten an gewissen Principien, mögen sie im Einzelnen auch häufig nicht correct erscheinen, wird unerlässlich.

Wir wollen unseren Weg durch das Gebiet unseres vielverzweigten Vereinswesens nach der Landkarte einschlagen, im Süden mit den Städten beginnend.

In der ältesten Stadt unserer Provinz, unserer baltischen Metropole, hat sich, dank der hohen culturellen Entwicklungsstufe ihrer Bevölkerung und dem lebhaft ausgeprägten deutschen Bürgersinn, auch der freiere Gemeinsinn in dem Erblühen freier Gemeinschaftsgebilde am ehesten gezeigt und am kräftigsten entwickelt. Schon früh schliesst sich hier der Einzelne an Einzelne zum Zweck der Erreichung gemeinsamer Ziele aus wohlverstandendem Eigennutz an, oder stiftet aus seinem Vermögen namhafte Bestandtheile in der Absicht, der Nachwelt, den Kindern und Kindeskindern seiner Mitbürger materiell zu helfen und wohlzuthun. Eine namhafte Anzahl wohlthätiger Stiftungen Rigas gehört, ihrem Ursprung

nach, in das 14. und 15. Jahrhundert. Das namentlich im Mittelalter sehr entwickelte Handwerk mit seinen Zünften zeitigte den Gemeinsinn hauptsächlich nach der Richtung der Versorgung der Zunftgenossen und ihrer Angehörigen für den Fall von Armuth, Krankheit und Tod. Diese kleinen, speciell nur für einen kleinen Kreis von Menschen geschaffenen Versicherungsanstalten, wie es die Zünfte nach einer Seite hin waren, sind theils bestehen geblieben, theils haben sie Namen und Gestalt verändert; auch haben sie, selbst nach Einführung der Gewerbefreiheit und dem Auftreten grosser Versicherungsanstalten, das Entstehen einer grossen Zahl neuer kleiner Sterbe-, Kranken-, Wittwen- und anderen Kassen vermöge der Tradition und Gewohnheit begünstigt. Gegenwärtig giebt es, dem citirten Material zufolge, in Riga:

Sterbekassen	34
Hilfs- und Sterbekassen	22
Kranken- und Sterbekassen	6
Krankenkassen	3
Hilfskassen	23
Kassen anderer Benennungen	6
Hilfsvereine	19,

im Ganzen also nicht weniger als 113 zwecks gegenseitiger Unterstützung geschlossener Vereinigungen, mögen sie «Vereine» oder «Kassen» sich nennen. Die meisten dieser Vereinigungen sind alt und seinerzeit vom rigaschen Rath bestätigt worden. Doch auch in den letzten 10 Jahren sind Vereinigungen dieser Art ins Leben getreten, so z. B. (seit 1878) 6 Sterbekassen, 9 Hilfs- und Sterbekassen, 14 Hilfsvereine. Man sieht jedenfalls, wie nachhaltig die einstigen Zünfte auf diese Formen des Gemeinsinns gewirkt haben und dass eben «das Kind sich nicht mit dem Bade hat ausschütten lassen»; es lebt und wächst, wenngleich in veränderter Gestalt. Im Vergleiche zu denjenigen Gemeinschaftsgebilden, bei denen materielle Vortheile nur den Mitgliedern oder deren Angehörigen erwachsen, ist Riga numerisch an solchen Vereinen arm, die blos geben und nicht auch Vortheile für ihre Mitglieder ziehen wollen — an Wohlthätigkeitsvereinen; aber nur nach der Zahl dieser Vereine, denn in Beziehung auf den Umfang ihrer Thätigkeit sind die Wohlthätigkeitsvereine Rigas bedingungslos gross zu nennen und bilden mit ihren zahlreichen Anstalten, ihren reichen Mitteln ein würdiges Seitenstück zu der bis vor kurzem in den Händen der Stände, gegenwärtig in denen der Stadtverwaltung

concentrirten Armenversorgung. Die grössten Vereine dieser Art und zugleich die allgemeinsten und in ihren Bestrebungen vorurtheilslosesten sind: der Verein gegen den Bettel, der Frauenverein, der Jungfrauenverein. Andere Vereine richten ihre Bestrebungen, sei es auf speciell confessionelle, nationale oder territoriale Gruppen der Bevölkerung Rigas; wieder andere suchen hilfsbedürftige Schüler einer bestimmten Lehranstalt zu unterstützen. Im Ganzen zählt Riga 20 Wohlthätigkeitsvereine; hierzu kommen noch 15 Stiftungen. In den obigen Ziffern sind nur solche Vereine und Stiftungen mit inbegriffen, welche vorwiegend den Charakter materiellen Unterstützens an sich tragen, während Vereine, welche z. B. durch Ausbildung Blinder, Taubstummer oder Schwachsinniger wohlzuthun streben, demnach mehr immaterielle Zwecke verfolgen, an anderer Stelle Berücksichtigung finden werden.

Es hiesse ungerecht urtheilen, wollte man nicht anerkennen, dass Riga eifrig bestrebt ist, die langen, düsteren Schatten innerhalb seiner Grenzen wegzuräumen, wie sie überall dort sich hinlagern, wo Intelligenz und Reichthum ihre Strahlen werfen. Damit soll freilich nicht gesagt sein, dass die private Wohlthätigkeit Rigas bereits die Grenze des Möglichen erreicht hat. Die stets stark besuchten Vergnügungsorte und die «hochfeinen», oft Tausende von Rubeln verschlingenden Diners, wie sie bald der Geschäftsmann, um seines Credits willen, bald ein Geselligkeitsverein (zu welchem Zwecke, bleibt unerfindlich) zu geben sich verpflichtet halten — sind Zeichen dafür, dass die begüterten Klassen Rigas sich im Wohlthun noch lange nicht erschöpft haben.

Auch muss anerkannt werden, dass Riga neben dem «Wohlthun» auch das «Mittheilen» nicht vergisst und mittelst vereinter Arbeitskräfte den Armen und Elenden auch in immaterieller, geistlich-sittlicher Weise zu helfen bemüht ist. Freilich stehen Bestrebungen dieser Art z. Z. numerisch in einem noch recht ungünstigen Verhältnis zu den Bestrebungen materieller Wohlthätigkeit. Wir finden in Riga z. B. die Bibelgesellschaft, einen Verein zur Verbreitung christlicher Volksschriften (1862), ein Diakonissenhaus, das seine Entstehung ebenfalls den Bestrebungen eines *ad hoc* gegründeten Vereins verdankt und im Jahre 1864 ins Leben trat, ferner einen Verein «zur Hebung und Förderung des religiös-sittlichen Lebens innerhalb der evangelischen Gemeindeglieder» (1878), zu dem sich im Jahre 1880 ein lutherischer Verein zu religiös-sittlicher Erbauung gesellt hat. Mit grosser Genugthuung

dürfen wir sodann noch die Bildung eines evangelischen Jünglingsvereins in Riga begrüßen, der im Frühling des Jahres 1888 eine, wie es scheint, durchaus erfolgreiche Thätigkeit begonnen hat. Es ist im Grunde beschämend, dass in dieser Beziehung die Städte Mitau, Dorpat und Reval der baltischen Metropole vorausgeeilt sind, die doch wol einer solchen Bestrebung auf dem Gebiete innerer Mission nicht weniger bedürftig war, als jene Schwesterstädte. Die lebhafteste, durch starken Zudrang sich documentirende Freude, mit welcher das Auftreten dieses Vereins in Kreisen ernst gesinnter junger Leute begrüßt worden, ist ein Beweis, wie gross die Lücke war, die derselbe nun auszufüllen sich bemüht. Möge ihm Wachstum und Gedeihen beschieden sein und er den Grundstein zu einer förmlich organisirten inneren Mission in unserer Stadt bilden, welcher den mit Arbeit längst überlasteten Predigern helfend zur Seite stehe!

Doch wir wollen nicht bei Einzelheiten stehen bleiben. Die nachstehende Uebersicht giebt über die Zahl der ferner in Riga vorhandenen Gemeinschaftsgebilde Auskunft:

- 2 Thierschutzvereine,
- 2 Vereine zur gegenseitigen Hilfeleistung bei Feuerschäden
(im Patrimonialgebiete),
- 4 gegenseitige Feuerversicherungsgesellschaften,
- 3 freiwillige Feuerwehren (davon 2 im Patrimonium),
- 10 Creditvereine und Banken,
- 6 Sparkassen und Sparvereine,
- 2 Consumvereine,
- 2 Artelle,
- 14 Fachvereine,
- 2 Nationalvereine (der deutsche und der schweizerische),
- 9 Geselligkeitsvereine,
- 8 Sportvereine,
- 20 Kunstvereine, NB. wenn man die Bestrebungen von 15
Gesangvereinen als künstlerische gelten lassen will.

Bei vorstehender Gruppierung sind die officiell angegebenen Zwecke der betreffenden Vereine massgebend gewesen; wie schon oben bemerkt, passen viele der hier aufgeführten Vereinigungen ihrem Wesen nach in verschiedene Kategorien, indem sie mehrere Zwecke verfolgen. Dieses eine wenigstens können wir aus den angeführten Daten entnehmen: dass die Interessen der Bevölkerung Rigas vielseitig sind und dass dieselbe eifrig bestrebt ist, vermöge

eines hoch entwickelten Gemeinsinns gemeinsame Bedürfnisse und Interessen durch vereinte Kräfte zu befriedigen. Ueber alles Nähere wird nur eine detaillirte Enquête Auskunft ertheilen können.

In Beziehung auf reges Vereinsleben stehen die sogenannten kleinen Städte Livlands Riga verhältnismässig nicht nach. Trotz der geringen Kopffzahl ihrer Bewohner hat jede livländische Kreisstadt eine rel. grosse Anzahl Vereine, Kassen und Stiftungen.

Das Städtchen Schlock besitzt seinen Wohlthätigkeitsverein und seine Spar- und Sterbekasse. Wolmar zählt 3 Sterbekassen, 1 Stiftung zu wohlthätigen Zwecken, 1 Sparkasse, 1 Gewerbeverein, 1 Liederkranz und eine «Musse», der sich 1882 (?) noch ein zweiter Verein dieser Art beigesellt hat. — Lemsal scheint überaus gesellig zu sein, denn es befriedigt seine bezüglichlichen Bedürfnisse durch 3 Geselligkeitsvereine und hat ausserdem ebenfalls einen «Liederkranz»; doch werden dadurch rein materielle Interessen nicht ganz verdrängt, denn wir treffen in Lemsal 1 Sterbekasse und 1 Sparkasse an. In einem gewissen Gegensatz zu Lemsal steht die grössere Kreisstadt Wenden, die sich mit 1 Bürgermusse begnügt, aber 2 Gesangvereine besitzt und 1 Wohlthätigkeitsverein, 1 Sparkasse und 1 gegenseitigen Hilfsverein aufweist. — Walk hat 3 Sterbekassen, 1 wohlthätige Stiftung, 1 Sparkasse, 1 Gesangverein, «Sängerkranz» genannt, und 2 gesellige Vereine.

Dass das Vereinswesen in unserer Musenstadt rege und vielseitig ist, hat nur der empfunden, der in Dorpat nicht nur als Student gelebt hat; denn von dem, was sich ausserhalb der *alma mater* und des Conventsquartiers bewegt, merkt der fröhlich seiner Wege gehende Bruder Studio nicht viel — er, der stets fidel dreinschaut, zu dem das Mädchen hoffend aufblickt, von dem der Bierbrauer, der Fuhrmann, der Schneider, die Aufwärterin abhängt, er dünkt sich dort die Hauptperson — und ist es ja auch. Indessen haben sich neben dem frischen, ungezwungen sich darstellenden, Lebensfreude und Männlichkeit athmenden studentischen Corporationsleben¹, theils im Zusammenhange mit der Universität, theils unabhängig von derselben, eine nicht geringe Anzahl anderer Gemeinschaftsgebilde entwickelt. Z. Z. zählt Dorpat 5 Geselligkeitsvereine, 11 Fachvereine, 2 Sportvereine, 2 Gesangvereine, 3 Wohlthätigkeitsvereine, 1 Jünglingsverein, 1 Unterstützungskasse, 3 Vereine zur gegenseitigen Unterstützung und 8 Sterbekassen; zudem

¹ Die Studentenverbindungen sind im «Nachschlagebuch» merkwürdigerweise nicht namhaft gemacht.

ist Dorpat das Centrum zweier gegenseitigen Feuerversicherungsvereine und hat seine freiwillige Feuerwehr.

Werro weist 2 gesellige Vereine, 1 estnischen Gesangverein, 1 Sparkasse, 1 wohlthätige Stiftung, 7 Sparkassen auf und dient zudem als Versammlungsort des Werroschen landwirthschaftlichen Vereins. — In der Stadt Pernau scheint für Geselligkeit sehr reichlich gesorgt zu sein; ausser der «Bürgergesellschaft», der «Musse», dem «Handwerkerverein» sorgen gewiss auch die beiden dort bestehenden Gesangvereine (1 deutscher und 1 estnischer), sowie der 1885 gegründete Ruderclub für Unterhaltung und Zeitvertreib. Fachvereine sind hier nur durch den estnischen landwirthschaftlichen Verein vertreten. Zudem ist der freiwilligen Feuerwehr, zweier Sterbe- und Unterstützungskassen und dreier Vereinigungen zu wohlthätigen Zwecken Erwähnung zu thun. — In Fellin sorgen das «Casino» und die «Musse» für gesellige Unterhaltung, eine durch einen «Liederkranz» gezielte «Liedertafel» und der estnische Gesangverein «Koit» für Pflege des Gesanges, es fehlt auch nicht an einem Handwerkerverein, einem Verein für Literaten und einer Sparkasse. Die Commis besitzen einen Verein zur gegenseitigen Unterstützung; schliesslich bestehen daselbst 3 Sterbekassen und ein Verein zur Unterstützung armer Waisen. — Arensburg endlich besitzt 14 Vereine, Kassen und Stiftungen, darunter 4 gesellige Vereine, 1 Gesangverein, 2 Sparkassen, 2 Unterstützungskassen; im «Verein zur Kunde Oesels» verbinden sich Heimatliebe und wissenschaftliches Streben.

Wenden wir uns zum flachen Lande. Es sind wol der von dem Städteleben grundverschiedene Entwicklungsgang unserer Landbevölkerung, die Art der Besiedelung und noch mehrere andere Umstände, die unerwähnt bleiben sollen, die Gründe gewesen, dass sich hier, im Gegensatz zu den Städten, freie Gemeinschaftsgebilde nur in allerletzter Zeit entwickelt haben. Gliedert man die landischen Vereine nach dem Jahre ihrer Gründung, so findet man nur einige wenige, die vor dem Jahre 1868 ins Leben getreten sind. Aber auch bis 1877 hinauf entstanden nur sehr wenige Vereine auf dem Lande. Hier scheint sich eben bis vor kurzem aller Gemeinsinn in der politischen oder kirchlichen Gemeinde verkörpert zu haben; diese Organe scheinen bis vor nicht langer Zeit alle diejenigen Bedürfnisse befriedigt zu haben, nach deren Befriedigung sonst auch private Vereinigungen streben. Vor 10 Jahren etwa trat plötzlich eine Wendung ein, und es sind im letzten Jahrzehnt

auf dem Lande, namentlich im lettischen Theile Livlands, Vereine verschiedener Art — *sit venia verbo* — wie Pilze aus der Erde hervorgesprossen. So zählt beispielsweise der Riga'sche Kreis gegenwärtig nicht weniger als 77 Vereine und Kassen (von diesen sind nur 6 vor 1877 ins Leben getreten), und zwar:

- 8 Gesangvereine,
- 1 landwirthschaftlicher Verein,
- 1 Bienenzüchterverein,
- 2 Sparkassen,
- 5 freiwillige Feuerwehren,
- 35 Vereine zur gegenseitigen Unterstützung bei Feuerschäden,
- 18 Wohlthätigkeitsvereine,
- 1 Hilfsverein (gegenseitiger),
- 1 Sterbekasse,
- 3 Unterstützungskassen und
- 2 Kassen anderer Art.

Der Wolmarsche Kreis zählt:

- 1 Unterstützungskasse,
- 4 Wohlthätigkeitsvereine,
- 23 Vereine zur gegenseitigen Unterstützung bei Feuerschäden,
- 1 freiwillige Feuerwehr,
- 4 Sparkassen und -Vereine,
- 5 landwirthschaftliche Vereine und
- 1 Gesangverein,

im Ganzen also 39 Gemeinschaftsgebilde. Nicht so mannigfach, aber auch sehr zahlreich sind die Vereinsbestrebungen im Wendenschen Kreise. Hier treten uns entgegen:

- 9 Wohlthätigkeitsvereine,
- 64 Vereine zur gegenseitigen Hilfeleistung bei Feuerschäden,
- 2 Sparkassen,
- 2 Gesangvereine,
- 1 landwirthschaftlicher Verein.

Im Walkschen Kreise sind vertreten:

- 1 Verein zu gegenseitiger Unterstützung,
- 2 Wohlthätigkeitsvereine,
- 27 Vereine zur gegenseitigen Unterstützung bei Feuerschäden,
- 2 freiwillige Feuerwehren,
- 1 Sparkasse,
- 1 landwirthschaftlicher Verein,
- 3 Gesangvereine.

Das flache Land des estnischen Theiles unserer Provinz zeigt weniger freien Gemeinsinn; Gemeinschaftsgebilde sind hier nur in sehr beschränkter Anzahl vertreten. Im grossen Dorpater Kreise z. B. finden wir ausser 13 Vereinen zur gegenseitigen Hilfeleistung bei Feuerschäden nur 9 Gesangvereine und 2 freiwillige Feuerwehren. — Der Werrosche Kreis zeichnete sich ehemals durch eine auffallend grosse Anzahl Sterbekassen aus, von denen jedoch die meisten vor einigen Jahren polizeilich geschlossen worden sind. Gegenwärtig besteht im Werroschen Kreise nur noch 1 Sterbekasse. Ferner besitzt dieser Kreis 18 Vereine zur gegenseitigen Hilfeleistung bei Brandschäden und 1 Gesangverein (in Cannapäh). — Im Pernauschen Kreise bestehen nur 3 Vereine, nämlich der pernausche Verein zur Ausbildung Taubstummer (Taubstummenschule in Fennern), der zintenhoffsche Consumverein und ein Gesangverein zu Torgel; alle drei sind in den Jahren 1882 bis 1884 ins Leben getreten. — Im Fellinschen Kreise endlich treffen wir: den «Armenfond» des Hakelwerks Oberpahlen (1864), die oberpahlensche Sparkasse, den oberpahlenschen landwirthschaftlichen Verein und den geselligen Verein «Bürgerclub» (1865), ebenfalls zu Oberpahlen; im übrigen weist der Fellinsche Kreis nur noch den Gesangverein zu Gross St. Johannis «Ilmatar» auf.

Auf Oesel nebst den dazu gehörigen Inseln giebt es gar keine Vereine.

Der nun folgende tabellarische Theil des «Nachschlagebuches» bietet ein buntes Gemisch an Zahlenausweisen, meist aus dem Jahre 1886 und 1887. Wir wollen die vielfach recht interessanten Daten, so oft uns dieses zweckmässig erscheint, durch die auf frühere Jahre sich beziehenden Zahlen ergänzen¹, um die Skizzen ein wenig vervollständigen zu können, welche wir nunmehr unseren Lesern vorführen wollen.

Wir beginnen mit der Bewegung der Bevölkerung. Die Veränderungen, welche im Bestande der Bevölkerung in den letzten Jahren durch Geburt und Tod hervorgerufen worden, weichen im Ganzen nicht sonderlich von den entsprechenden Veränderungen in früheren Jahren ab. Nachdem die Volkszählung vom 29. December 1881 für Livland eine Bevölkerung von 1163484 Individuen ermittelt hatte,

		betrug :	
wurden geboren	starben	1) der nat. Zuwachs	2) die Bevölkerung
1882 :	37923	27465	10458
			1173942
1883 :	38405	25749	12656
			1186598

¹ N. Carlberg, Sammlung statist. Nachrichten über Livland, Riga 1886.

wurden geboren	starben	1) der nat. Zuwachs	2) die Bevölkerung
1884: 36938	25487	11451	1198049
1885: 36948	27129	9819	1207868 ¹
1886: 36798	25553	11245	1219113
1887: 36280	25600	10680	1229793.

Die in der letzten Zahlenreihe angeführte Volkszahl ist durch Zuschlag des natürlichen Zuwachses des bezeichneten Jahres zum Vorjahre auf der Basis des Volkszählungsergebnisses vom 29. Dec. 1881 gewonnen. Danach haben wir keine ganz constante natürliche Vermehrung der Bevölkerung zu constatiren. Während die Zahl der Gestorbenen innerhalb 1882—1887 von einem Jahr zum anderen sich vorherrschend gleichbleibt und nur in den Jahren 1882 und 1885 sich merklich über das Mittel erhebt, beobachten wir bei den Geburten eine ausgeprägt sinkende Tendenz, die noch deutlicher hervortritt, wenn wir die Zahl der Geburten zu der Volkszahl in Beziehung setzen. Auf 1000 Einwohner entfielen nämlich Geborene:

im Jahre 1882.	—	32,30
« «	1883	— 32,37
« «	1884	— 30,83
« «	1885	— 30,59
« «	1886	— 30,18
« «	1887	— 29,50.

Die Gebürtigkeit ist in Livland im Abnehmen begriffen, und das ist keine neue Erscheinung in der Biostatik Livlands, denn während im Mittel der Jahre 1873—1877 die Gebürtigkeit noch 35,20 pro Mille betrug, sank dieselbe im Durchschnitt der fünf folgenden Jahre auf 33,20 pro Mille herab. Im letztverflossenen Jahrfünft sind wir nun gar auf eine Gebürtigkeit von nur 30,88 pro Mille angelangt.

Im deutschen Reiche und in Oesterreich pflegt die Gebürtigkeit zwischen 38 und 40 zu schwanken. In Frankreich belief sich die relative Geburtenfrequenz im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1884 auf 25,9 pro Mille. Die Geburtenziffer Livlands entfernt sich immer mehr von der mitteleuropäischen Norm und ist nicht mehr gar weit von derjenigen Frankreichs, das in Beziehung auf Fortpflanzung bekanntlich sehr bedächtig ist. — In ihrer Wirkung auf die Volksvermehrung ist die sinkende Gebürtigkeit

¹ Nach den officiellen Angaben gestaltet sich die Volksziffer ein wenig anders.

Livlands aber deshalb nicht als ungünstig anzusehen, weil mit ihr bisher eine, wenngleich nicht ganz entsprechende Verminderung der Sterblichkeit Hand in Hand gegangen ist. Letztere ist von 23,7₀ Todesfällen pro 1000 Einwohner in den Jahren 1878—1882 auf 21,4₃ pro Mille im darauffolgenden Jahrfünft gefallen, so dass der natürliche Zuwachs der Bevölkerung (Prosperitätsziffer) in beiden Jahrfünften ziemlich der gleiche gewesen (1878—1882 = 9,5₉ und 1883—1887 = 9,2₅ pro Mille). Als Symptom der bestehenden wirtschaftlichen und socialen Zustände kann dagegen die sinkende Gebürtigkeit nicht günstig aufgefasst werden. Denn einmal, wenn wir annehmen wollten, dass unsere Bevölkerung in Bezug auf die Fortpflanzung, gleichwie die französische, planmässig vorgeht und durch künstliche Unfruchtbarkeit die Fortpflanzung innerhalb der von ökonomischen Verhältnissen vorgezeichneten Grenzen zu halten sucht, würden wir dabei allein schon allen Grund haben, in dem Niedergang der Geburtenziffer ein für unser Wirtschaftsleben ungünstiges Symptom zu erblicken. Eine solche planmässige Unfruchtbarkeit wird übrigens bei unserer Bevölkerung keiner annehmen wollen, der mit den Verhältnissen vertraut ist. Eben so wenig wird man voraussetzen dürfen, dass im Laufe der letzten Jahre bei uns die natürliche, unfreiwillige Unfruchtbarkeit häufiger geworden ist. Somit bleibt nur übrig, die Verringerung der Geburtenfrequenz aus einer Zunahme unbewusster Zurückhaltung auf dem Gebiete der Fortpflanzung zu erklären, wie sie überall dort zu Tage tritt, wo eine gewisse Erregtheit im socialen Zusammenleben Platz greift, in Zeiten wirtschaftlicher und socialer, in die bestehenden Zustände tief eingreifender Umformungen, in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges oder Stillstandes und endlich dort, wo Unsicherheit und Ungewissheit auf wirtschaftlichem Gebiet die Berechenbarkeit der nächsten Zukunft unmöglich macht.

Einer solchen Erklärung entspricht vollkommen jene Erfahrungsthatsache, die uns des weiteren unsere livländische Statistik lehrt, die nämlich, dass auch die relative Verehelichungshäufigkeit bei uns eine abnehmende Tendenz an den Tag legt. In der Eheziffer findet die Hoffnung, welche eine Bevölkerung der nächsten wirtschaftlichen Zukunft entgegenbringt, ihren deutlichen Ausdruck; steigt diese Hoffnung, so steigt auch die Ehefrequenz und umgekehrt. Nach dieser Vorbemerkung brauchen wir die folgenden Zahlen nicht weiter zu commentiren.

Auf 1000 Einwohner kamen in Livland Eheschliessungen:

	in den Jahren 1873—1877	— 7,84
« « «	1878—1882	— 7,11
« « «	1883—1887	— 6,75.

Die Abnahme der Eheziffer ist evident! — Was die Sterblichkeit betrifft, so ist dieselbe in Livland, namentlich im Durchschnitt der letzten fünf Jahre, eine niedrige zu nennen. Dass dieselbe abgenommen hat, dürfte weniger auf eine etwaige Verbesserung der sanitären Verhältnisse, als einfach auf die Verringerung der Gebürtigkeit zurückzuführen sein, da ja doch die Sterblichkeit der Kinder im zartesten Lebensalter auf die Sterblichkeit im allgemeinen bestimmend zu wirken pflegt. Wäre aber die Sterblichkeit trotz sinkender Geburtenfrequenz gestiegen, so wäre das freilich ein bedenkliches Zeichen für unsere Sanitätsverhältnisse.

Gegen die oben wiedergegebene Berechnung der Geburten-, Sterblichkeits- und Verehelichungsziffer lässt sich einwenden, dass dieselbe lediglich auf dem Volkszählungsergebnisse und dem natürlichen Zuwachs der Bevölkerung basirt ist, ohne Rücksicht auf die vielleicht beträchtlichen Wanderungen. Letztere ziffernmässig festzustellen, ist unter den gegebenen Verhältnissen nicht möglich. Wohl aber lassen gewisse Thatsachen, wenn auch nicht auf den Umfang, so doch auf die Richtung der Wanderungen Schlüsse ziehen. So z. B. lassen die An- und Umschreibungen von Personen steuerpflichtigen Standes, die in den Kameralhöfen vollzogen werden, erkennen, dass eine nicht unbedeutende Anzahl Bauern auch im Laufe der letzten Jahre ihre Heimat, Livland, verlassen haben, um sich wo anders, vornehmlich im Pleskauschen, anzusiedeln. Ferner steht fest, dass eine nur sehr geringe Anzahl Leute von auswärtig bei livländischen Gemeinden hat anschreiben lassen. Was die Städte Livlands betrifft, so lässt das seit einer Reihe von Jahren eingetretene Sinken der Boden- und Miethpreise, der Nichtbeginn neuer Häuserbauten &c. annehmen, dass die Zuwanderung nach den Städten, wenn nicht gar aufgehört hat, so doch jedenfalls auf ein Minimum herabgesunken ist. Im Grossen und Ganzen dürfen wir vermuthen, dass im Laufe der letzten 5—6 Jahre Livlands Einwohnerzahl durch Mehreinwanderung nicht gewachsen ist, eher noch, dass dieselbe durch Mehrauswanderung sich vermindert hat. Daher sind die oben angeführten Ziffern über die Volkszahl Livlands seit der Volkszählung eher zu hoch, als zu niedrig gegriffen. — Ob nicht auf die Auswanderungs-

bewegung eine Reaction folgen wird und ob nicht an Stelle der auswandernden, durch andauernd gute Einkünfte üppig gewordenen, durch plötzlich eingetretene Krise aber unzufriedenen Elemente von Aussen her solche treten werden, welche dauernd unter wirthschaftlich schlechten Verhältnissen gelebt haben und denen die gegenwärtigen, uns schwierig erscheinenden Bedingungen immerhin noch begehrenswerth vorkommen — das wird die Zeit lehren; wahrscheinlich ist solches jedenfalls, namentlich in Anbetracht des Umstandes, dass durch die zu eröffnende livländische Bahn ein neuer und bequemer Verkehrsweg geschaffen werden wird.

Was die Sittlichkeit der Bevölkerung in sexuellen Dingen anbelangt, wie solche ihren, wenngleich nicht ganz ausreichenden Ausdruck in der relativen Häufigkeit der unehelichen Geburten findet, so weiss die Statistik Livlands über diesen Punkt wenig Erfreuliches zu berichten. Es wurden in Livland illegitime Individuen geboren :

im Jahre	1882 —	2090	oder	5,51	pCt.
«	«	1883 —	2152	«	5,60
«	«	1884 —	2243	«	6,07
«	«	1885 —	2287	«	6,19
«	«	1886 —	2281	«	6,20
«	«	1887 —	2346	«	6,47

Der Confessionswechsel, diese chronische Erscheinung im culturellen Leben unserer indigenen Bevölkerung, ist auch im vorvergangenen Jahre ein recht lebhafter gewesen. Es traten im Jahre 1887 mehr Lutheraner zur griechisch-orthodoxen Kirche über, als in den Jahren vorher. Die Gesamtzahl der Convertiten in Livland betrug nach den darüber veröffentlichten officiellen Daten:

im Jahre	1878 —	289	Individuen
«	«	1879 —	290
«	«	1880 —	269
«	«	1881 —	305
«	«	1882 —	347
«	«	1883 —	503
«	«	1884 —	477
«	«	1885 —	850
«	«	1886 —	669
«	«	1887 —	1000

Danach ist die Conversion des verflossenen Jahres die schwungvollste des ganzen letzten Jahrzehnts gewesen.

Gliedern wir die Conversionen aus 1887 nach Städten und Kreisen und ziehen wir zum Vergleiche die entsprechenden Zahlen für das Jahr 1886 heran, so gewinnen wir folgendes Bild:

	1886	1887	+ oder —
Riga	65	110	+ 45
Dorpat	19	23	+ 4
Pernau	2	—	— 2
die übrigen Städte	19	27	+ 8
alle Städte zusammen	105	160	+ 55
Rigascher Kreis .	48	46	— 2
Wolmarscher Kreis	7	33	+ 26
Wendenscher «	49	52	+ 3
Walkscher «	16	35	+ 19
der lettische Kreis zusammen	120	166	+ 46
Dorpatscher Kreis	85	83	— 2
Werroscher «	57	74	+ 17
Pernaucher «	124	131	+ 7
Fellinscher «	99	120	+ 21
Oeselscher «	79	266	+ 187
der estnische Kreis zusammen	444	674	+ 230
Das flache Land überhaupt	564	840	+ 276

Will man von dem allgemeinen sittlichen Niveau einer Bevölkerung, wie es weniger durch Eigenthümlichkeiten der Race, als durch sociale Verhältnisse, hauptsächlich aber durch die Stellungnahme des Volkes zur Religion, zum Gesetze und der Autorität überhaupt bedingt wird, sich ein Bild machen, so thut man am besten, die Criminalstatistik zu Rathe zu ziehen. Nirgends gelangt das sittliche Verhalten einer Masse besser zum Ausdruck als hier. Wie es in dieser Beziehung um Livland bestellt war und ist, werden uns die nun folgenden paar Zahlen lehren.

Es wurden in Livland registrirt:

	Verbrechen	Verurtheilte
im Jahre 1881	5464	2418
« « 1882	5884	2388
« « 1883	7640	2652
« « 1884	8354	2679
« « 1885	9075	3256
« « 1886	8458	3621.

Das Jahr 1881 kann uns hiernach füglich als «die gute, alte Zeit» erscheinen, in welcher in Livland nur $\frac{2}{3}$ der Verbrechen

von heutzutage begangen wurden und doch, wie nahe liegt jene Zeit! Man soll nicht meinen, dass die Zunahme der Verurtheilten oder gar der begangenen Verbrechen mit der Zunahme der Bevölkerung gleichen Schritt gehalten hat; auch relativ, d. h. im Vergleich zur jeweiligen Volkszahl, haben sich Verbrechen und Verurtheilte vermehrt.

Auf 10000 Einwohner kamen :

	Verbrechen	Verurtheilte
im Jahre 1881	47	21
« « 1882	50	20
« « 1883	64	22
« « 1884	70	22
« « 1885	75	27
« « 1886	69	30.

Bemerkenswerth ist, wie verschieden sich der Zeit nach das Verhältniß der Verurtheilten zur Zahl der begangenen Verbrechen gestaltet. Auf 100 Verbrecher nämlich kamen Verurtheilte :

im Jahre 1881	— 44,3
« « 1882	— 40,6
« « 1883	— 34,7
« « 1884	— 32,1
« « 1885	— 35,9
« « 1886	— 42,8.

Man kann sich beim Betrachten dieser Zahlen der Empfindung nicht erwehren, als habe sich eine unaufhaltsam wachsende Criminalität wie eine Springflut über das Land gewälzt, mit ihrer elementaren Gewalt der verbesserten Justiz, der verschärften Wachsamkeit der Behörden Hohn sprechend, die trotz strenger, vielköpfiger Controle sie nicht mehr zu bemeistern vermögen. — Dass die Zahl der Verbrechen in sechs Jahren sich nahezu verdoppelt hat, kann uns als ein Beweis dafür gelten, in welchem Mass die Autorität in unserer Provinz gesunken ist; wenn wir dagegen hören, dass bei nahezu $\frac{2}{3}$ aller zur Anzeige gelangten Verbrechen die Thäter unentdeckt und ungestraft blieben, so müssen wir unwillkürlich des ungeschickten Zauberlehrlings aus der bekannten Ballade gedenken, wenn er klagt: *«Die ich rief die Geister — werd' ich nun nicht los.» Mit dem Jahre 1886 ist ja freilich eine Wendung zum Besseren wahrnehmbar, noch ist aber der an sich auch nicht sehr glänzende Stand der Dinge vom Jahre 1881 nicht erreicht. Dass die Ziffer der unentdeckten Verbrecher gegen 1881 so sehr steigen

konnte, ist entschieden eine Folge der erschwerten Bedingungen beim Verhaften verdächtiger Persönlichkeiten.

Von der Gesamtzahl der Verurtheilten waren :

	Männer	Frauen
1885	2745 oder 84,31 pCt.	511 oder 15,69 pCt.
1886	3191 « 88,12 «	430 « 11,88 «

Das Verhältniß hat sich also zu Gunsten der Frauen verschoben.

Nach Ständen gliedern sich die Verurtheilten der Jahre 1885 und 1886, wie folgt:

	1885	1886
erblicher Adel	17 od. 0,52 pCt.	20 od. 0,55 pCt.
persönlicher Adel	6 « 0,18 «	2 « 0,06 «
Ehrenbürger u. Kaufleute	57 « 1,75 «	32 « 0,88 «
Kleinbürger	368 « 11,30 «	397 « 10,96 «
Bauern	1966 « 60,38 «	2571 « 71,00 «
Militär	343 « 10,54 «	40 « 1,11 «
andere Stände	499 « 15,33 «	559 « 15,44 «
Summa	3256 od. 100,00 pCt.	3621 od. 100,00 pCt.

Da gerade von Criminalität die Rede ist, möge nicht unerwähnt bleiben, was das eben erschienene «Nachschlagebuch» uns über die Inhaftirten des Jahres 1887 mittheilt. Es passirten 1887 im Ganzen 14,651 Personen die Gefängnisse Livlands, d. h. von je 1000 Einwohnern wanderten ca. 12 ins Gefängnis.

Der effective Personalbestand aller Gefängnisse Livlands betrug:

am 1. Januar 1886	1438 Personen, 1324 männl. und 114 weibl.
« 1. « 1887	1733 « 1571 « 162 «

also in einem Jahr ein Zuwachs von 296 Personen, das sind 20,5 pCt. *Horribile dictu!*

Ueberraschend gering erscheint die Sterblichkeit unter den Gefängnisinsassen. Von den 14651 Arrestanten starben im Jahre 1887 nur 19 Personen.

Die im «Nachschlagebuch» enthaltenen Ziffernangabe über Feuerschäden glauben wir für nicht so zuverlässig halten zu dürfen, als dass ein Eingehen auf diese Daten lohnend erschiene. Das livländische statistische Comité ist unseres Wissens das einzige im russischen Reich, welches die Daten über Feuerschäden mittelst Zählkarten erhebt. Wiewol dieser Modus entschiedene Vorzüge gegenüber den ehemals üblichen Jahrestabellen, in welche seitens der Polizeibehörden Beliebigeres hineingeschrieben zu werden pflegte,

besitzt, so hat dieser Erhebungsmodus doch auch seine Mängel. Der namhafteste unter ihnen besteht darin, dass der Polizei nicht Zeit genug zum Ausfüllen der Zählkarten gegeben wird; laut Instruction muss die Zählkarte sofort nach stattgehabtem Feuerschaden an die Obrigkeit eingesandt werden; die Folge davon ist, dass die Angaben über die Höhe des Verlustes und über die Ursache des Feuerschadens sehr häufig ungenau geliefert werden; genau können eben Verlustsumme wie Ursache eines Feuerschadens erst nach beendeter polizeilicher Voruntersuchung fixirt werden. Der gesammte durch Feuerschäden verursachte Verlust bezifferte sich angeblich auf:

	in den Städten	auf dem Lande	in ganz Livland
1886:	720138 Rbl.	615398 Rbl.	1335536 Rbl.
1887:	346847 «	584858 «	931705 «

Von 596 im Jahre 1887 stattgehabten Feuerschäden entstanden 12 durch Blitz, 33 durch schlechte Heizvorrichtungen, 37 durch Unvorsichtigkeit, 91 durch erwiesene Brandstiftung und 423 durch «andere Ursachen». Wir vermuthen, dass unter anderen Ursachen auch alle diejenigen Fälle zu verstehen sind, bei denen die Ursache unermittelt blieb. Vielleicht dass von den letzteren Feuerschäden ein gut Theil auf Conto der Brandstiftungen zu setzen ist, deren Zahl ohnehin recht beträchtlich ist (15,3 pCt.). Im Jahre 1886 war die Zahl der erwiesenen Brandstiftungen noch weit grösser, nämlich 113 von 644, also 17,5 pCt. (!).

Zahlreiche Daten finden wir im «Nachschlagebuch», welche zur Beurtheilung des Wohlstandes unserer Bevölkerung dienlich sind; z. B. über den Pferdereichthum Livlands. Im Jahre 1888 sind in Livland gezählt worden:

	Pferde unter 3 Jahr	über 3 J.	Summa
in der Stadt Riga (excl. Kreis)	26	5620	5646
im Rigaschen Kreise (incl. d. Städte)	3152	19214	22366
« Wolmarschen «	3876	19488	23364
« Wendenschen «	4809	24149	28958
« Walkschen «	4400	20726	25126
« Dorpatschen «	6792	25959	32751
« Werroschen «	1776	14934	16710
« Pernauschen «	3353	17110	20463
« Fellinschen «	6665	18244	24909
« Oeselschen «	3676	12901	16577
in Summa	38525	178345	216870

Nehmen wir die über drei Jahr alten Pferde für sich allein, so befanden sich von diesen im Besitze der Einwohnerschaft der Städte 8315, im Besitze auf Hofsländ angesiedelter Personen 58792, im Besitze von Bauern 111238. Durchschnittlich haben demnach je 1000 Städter fast 30 Pferde arbeitsfähigen Alters zur Disposition. Im Durchschnitt für ganz Livland kommen 145 Pferde arbeitsfähigen Alters auf 1000 Einwohner. In den «Materialien zur Kenntnis der livländischen Agrarverhältnisse mit besonderer Berücksichtigung der Knechts- und Tagelöhnerbevölkerung» (Riga, 1885) wurde der gesammte Pferdebestand auf dem Lande auf 159895 Stück geschätzt, und zwar auf dem Hofslände 60761 Stück und auf dem Bauerlande 99134 Stück. Vergleicht man hiermit jene neueren Daten, so erscheinen die Angaben der «Materialien» entweder viel zu niedrig gegriffen, oder aber man müsste annehmen, dass sich der Pferdebestand auf dem Lande seit Erhebung jener in den «Materialien» benutzten Angaben beträchtlich vergrößert hat. Nach den neueren Daten entfallen nämlich insgesamt (die noch nicht arbeitsfähigen Pferde inbegriffen) auf das Hofsländ 68339 Stück, auf das Bauerland 140165 Stück, zusammen 208504 Pferde. Zu Vergleichen des Pferdreichthums Livlands mit demjenigen anderer Gouvernements steht uns z. Z. kein Material zu Gebote.

Nicht uninteressant ist es zu erfahren, wie viele in Livland ansässige Ausländer es vortheilhaft finden, resp. gezwungen sind, ihre Staatszugehörigkeit mit der russischen zu vertauschen. Im Jahre 1886 sind 226 (205 Männer und 21 Frauen), im Jahre 1887 214 Ausländer (193 Männer und 21 Frauen) innerhalb Livlands Unterthanen des russischen Reichs geworden. Die überwiegende Mehrzahl stammt aus Deutschland und ist evangelisch-lutherischer, resp. unirter Confession. Von den 214 im Jahre 1887 Vereidigten waren nur 6 römisch-katholisch, 2 reformirt, 1 griechisch-orthodox (letzterer wird vermuthlich schon vor dem Eintritt in die russische Unterthanenschaft zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetreten sein). Unter allen Vereidigten stammten 4 aus Dänemark 4 aus Oesterreich, je 1 aus Belgien und Italien; alle Uebrigen waren bisherige Angehörige des deutschen Reichs, speciell Preussens: 130. Hinsichtlich des Berufs waren die meisten Vereidigten Handwerker (80), darauf folgen Ackerbautreibende (33), Kaufleute (23), Arbeiter (22), Studenten (14).

Deutsche Gewerbetreibende sind es hauptsächlich, die bei uns

heimisch zu werden pflegen: reservirter verhalten sich Personen der liberalen Berufsarten.

Uebrigens scheint die Häufigkeit des Eintritts in die russische Unterthanenschaft bei uns im Abnehmen begriffen zu sein; 1885 liessen sich in Livland 232, 1884 gar 559 Ausländer naturalisiren.

Unsere russische Staatskasse bezog aus Livland im Jahre 1887 eine Einnahme von 12490335 Rbl. 27 Kop.! Wir müssen gestehen, dass uns diese Thatsache überrascht. Es ist das erste Mal, dass wir die Einnahmeziffer aus Livland zu Gesicht bekommen: so hoch hätten wir dieselbe nicht geschätzt. Natürlich ist es völlig unmöglich, zu ermitteln, wie viel von dieser Summe thatsächlich von Livland getragen und wie viel abgewälzt wird. Jedenfalls wird ein sehr grosser Theil der Zolleinnahmen, der Spiritus- und Tabaksaccise nach auswärts abgewälzt.

Die namhaftesten Steuereinnahmen sind folgende:

Getränksteuer	4309922 Rbl. 34 Kop.
Zölle	2872102 « 73 «
Handels- und Gewerbesteuern	990009 « 64 «
Tabaksaccise	747750 « 48 «
Post und Telegraph	680152 « 01 «
Stempelsteuer	375273 « 77 «
Loskaufsummen	363752 « 30 «
städtische Immobiliensteuer	281912 « 76 «
5 pCt. Couponsteuer	222795 « 39 «
Krepost- und Kanzleigebühren	213793 « 29 «
Grundsteuer	155775 « 48 «
Feuerversicherungssteuer	121975 « 57 «

Der Ertrag der 5 pCt. Couponsteuer ist mit rund 222795 Rbl. angegeben; es sind also im Laufe von 1887 für den Werth von 4455900 Rbl. dieser Steuer unterliegende Coupons zur Auszahlung präsentirt worden, die ein Capital von nicht über 89 Mill. Rbl. (!) repräsentiren. Doch wohlgermt: wie viel von diesem Capital auf den Besitz der Krone, von Livländern, von Kurländern &c. entfällt, lässt sich ja nicht eruiren.

Die Reichsdomänen haben 423554 Rbl. 49 Kop. abgeworfen, gegen 458286 Rbl. 55 Kop. im Jahre 1885 (in beiden Ziffern figurirt auch der Erlös von Grundstückverkäufen).

Bemerkenswerth ist, dass unter den Einnahmen an Grundsteuer die eingeflossenen Rückstände 30 pCt. betragen; bei der städtischen Immobiliensteuer beliefen sich die Rückstände gar auf

39 pCt. Dabei werden die Rückstände der Grundsteuer grösser, während sie sich bei der städtischen Immobiliensteuer verringern.

Es betragen die Rückstände

	am 1. Jan. 1887	am 1. Jan. 1888
der städtischen Immobiliensteuer	83375 Rbl.	65362 Rbl.
der Grundsteuer	52018 «	60986 «

Das stimmt vollkommen mit der Ansicht, welche man bei uns so häufig aussprechen hört: die Städte schreiten vorwärts, das flache Land leidet unter dem Niedergang der Landwirthschaft.

Pro Kopf der Bevölkerung bezog der Staat an Einnahmen aus Livland 10 Rbl. 16 Kop. Im Speciellen entfallen pro Kopf der Bevölkerung

an Getränkesteuern	3 Rbl. 50 Kop.
« Tabaksaccise	— « 61 «
« Zöllen	2 « 34 «
« Handels- u. Gewerbesteuern	— « 81 «
« Immobiliensteuern	— « 36 «

Von den entsprechenden Einnahmen des Staates¹ lieferte Livland 2 pCt.

Von den einzelnen Posten des Einnahmebudgets entfielen auf Livland:

	Gesamt-Budget- Einnahme d. Staats	davon kamen aus Livland	das sind pCt.
Immobiliensteuern	41102000 R.	437687 R.	1,06
Handels- u. Gewerbesteuer	28802000 «	990009 «	3,44
5 pCt. Couponsteuer	11677000 «	222795 «	1,91
Getränkesteuer	257624000 «	4309922 «	1,67
Tabaksaccise	24093000 «	747750 «	3,10
Zölle	107425000 «	2872102 «	2,67
Post- u. Telegraphengeb.	26936000 «	680152 «	2,53
Stempelsteuer	18242000 «	375273 «	2,06
Feuerassecuranzsteuer	3547000 «	121975 «	3,44

Im «Nachschlagebuch» ferner begegnen wir zum ersten Mal einer Uebersicht über das finanzielle Gebahren unserer Gemeindeverwaltungen. Die Uebersicht ist betitelt: «Repartition der persönlichen bäuerlichen Abgaben in Summa für alle Gemeinden.» Nachdem die Zahl der männlichen Gemeindeglieder mit 399191 Seelen

¹ cf. Auszug aus dem Berichte des Reichscontroleurs über die Realisirung des Reichsbudgets für 1887. «Russische Revue» XVII. Jahrgang, Heft 4.

angegeben worden, wovon 148085 Seelen als zahlungsunfähig auszuscheiden sind, verbleiben 251106 zahlende Gemeindeglieder und zwar lutherische 213297 und 37809 griechisch-orthodoxe. Diese 251106 zahlungsfähigen Seelen hatten insgesamt 588889 Rbl. 29 Kop. zur Bestreitung der allgemeinen Gemeindebedürfnisse für das Jahr 1888 aufzubringen. Unter diesen allgemeinen Bedürfnissen werden aufgezählt: die Ausgaben für die Gemeindearmen (120448 Rbl.), für Kirchspielsärzte (11044 Rbl.), Beheizung, Beleuchtung und Remonte der Gemeindeg Häuser, die Gehälter der Gemeindebeamten (233576 Rbl.) &c. Aus der oben angegebenen Hauptsumme werden 27831 Rbl. 68 Kop. ausgeschieden, welche «aus den Zinsen der Gemeindecapitalien bestritten werden». Danach verbleiben 561057 Rbl. 61 Kop., welche pro Seele zur Repartition gelangen, so dass jedes zahlungsfähige männliche Gemeindeglied im Durchschnitt für ganz Livland 2 Rbl. 23 Kop. pro Jahr für die allgemeinen Gemeindebedürfnisse zu entrichten hatte.

Es folgen die Ausgaben zum Besten der lutherischen Kirchen und Schulen. Hier figuriren Ausgaben für Gemeindeg Schulen und Kirchspielsschulen neben einander (!). Es entfallen auf:

die Gagirung der Gemeindeg Lehrer	83617 Rbl.
« « « Parochiallehrer	13207 «
« Beheizung und Beleuchtung der Gemeindeg Schulen	37585 «
« Remonte der Kirchen und Schulgebäude	29666 «

Es folgen noch 8 verschiedene Arten Ausgaben zu kirchlichen und Schulzwecken; ausser den aufgeführten 12 Ausgabeposten figuriren am Schlusse noch 20809 Rbl. zu anderen, nicht speciell aufgeführten Kirchen- und Schulzwecken. Insgesamt beträgt die Ausgabe für diese Zwecke 251884 Rbl., davon werden 4205 Rbl. ausgeschlossen, «weil diese Summe aus anderen Einnahmequellen bestritten wird». Es verbleiben somit 247679 Rbl., die durch Repartition pro Seele lutherischer Confession aufzubringen sind. Pro lutherische Seele sind somit 1 Rbl. 16 Kop. durchschnittlich für Zwecke der lutherischen Schule und Kirche aufzubringen.

Unvergleichlich geringer ist, was die griechisch-orthodoxe Bevölkerung unserer Landgemeinden zum Besten der griechisch-orthodoxen Kirche und Schule aufzubringen hat. Es sind dieses im Ganzen 23637 Rbl. 56 Kop., von denen 23442 Rbl. nach der Seelenzahl repartirt werden, so dass das männliche Gemeindeglied griechisch-orthodoxer Confession durchschnittlich nur 62 Kop. zum Besten seiner Kirche und Volksschule zu entrichten hat. Rechnet

man die Kirchen- und Schulabgaben zu den sonstigen öffentlichen Gemeindeabgaben hinzu, so entfällt im Durchschnitt

auf 1 Seele lutherischer Confession 3 Rbl. 39 Kop.,

« 1 « griech.-orthod. « 2 « 85 «

was eine Differenz von 54 Kop. ergibt!

Alles in Allem genommen, betrug die Summe, welche die Landgemeinden Livlands zur Bestreitung ihrer sämtlichen öffentlichen Bedürfnisse aufzubringen hatten, 864410 Rbl.

Jeder mit den livländischen Verhältnissen auf dem Lande Vertraute weiss, dass 1) die Art, wie die Bauergemeinden ihre Jahresbudgets aufmachen, je nach dem Ort eine sehr verschiedene ist, 2) dass ein Unterschied besteht zwischen Leistungen, die das Kirchspiel als solches und die die Bauergemeinden aufzubringen haben, 3) dass viele Abgaben allerdings pro Seele repartirt werden, viele andere aber pro Thaler des bäuerlichen Besitzstandes. Es entsteht nun die Frage: in welcher Weise ist all diesen verschiedenartigen complicirten Verhältnissen Rechnung getragen worden bei Erhebung des Materials, welches der besprochenen Uebersicht zu Grunde liegt. Wir müssen gestehen, uns ist beim Lesen jener Uebersicht bleumourant geworden. Mit keinem Worte ist derjenigen Geldsummen Erwähnung gethan, welche durch Repartition pro Thaler Landeswerth aufgebracht zu werden pflegen. Und doch ist diese Art der Besteuerung innerhalb der Gemeinden zweifelsohne eine sehr ausgedehnte. Das Material, aus dem jene Ziffern genommen wurden, kommt uns überhaupt nicht als das Ergebnis einer statistischen Umfrage vor, sondern wir glauben es mit der Summation von in ein einheitliches Schema hineingezwängten Budgets zu thun zu haben, die jedenfalls nicht bestimmt waren, als statistisches Material bearbeitet zu werden.

Mit einem lichtvolleren Bilde wollen wir schliessen. Die im «Nachschlagebuch» enthaltenen Ausweise über die Resultate der Rekrutirungen sind zum Theil schon in dem vom statistischen Centralcomité herausgegebenen Werke¹ «Die allgemeine Wehrpflicht 1874—1883» enthalten. Die dort enthaltenen Zahlen sind nicht uninteressant. So z. B. bringen dieselben Daten über den Bildungsstand der Einberufenen. Es stellt sich für das erwähnte Jahrzehnt heraus, dass die Zahl der des Lesens und Schreibens Kundigen im ganzen russischen Reich 21,⁹⁹ pCt. aller Eingestellten

¹ Стат. Временникъ. Серия III, вып. 12.

betrug, wonach auf die gänzlichen Analphabeten 78,01 pCt. entfallen. Zieht man die einzelnen Gouvernements in Betracht, so ergibt sich, dass überhaupt nur 8 Gouvernements weniger als 50 pCt. Analphabeten unter den Eingestellten aufweisen, und zwar Estland 4,35 pCt., Livland 5,25 pCt., Jaroslaw 36,58 pCt., Kurland 39,66 pCt.; Petersburg folgt mit 40,89 pCt. in fünfter Stelle, Moskau mit 47,36 pCt. in achter. Ufa lieferte 93,59 Analphabeten.

Was die Tauglichkeit der Einberufenen zum activen Dienst anlangt, so stehen die drei baltischen Provinzen in dieser Beziehung nicht sehr hoch. Von sämmtlichen Besichtigten wurden wegen körperlicher Gebrechen zurückgestellt:

im ganzen russischen Reiche	1,49 pCt.
in Livland	24,48 «
« Kurland	20,45 «
« Estland	27,30 «
« Petersburg	22,42 «

Livland mit den beiden Schwesterprovinzen liefern unter den Eingestellten am wenigsten verheiratete Leute, ein Umstand, der sowol in sittlicher als in wirthschaftlicher Hinsicht von Bedeutung ist. Während z. B. Stawropol 70,84 pCt. Verheiratete stellt, kamen von allen Eingestellten in Kurland 4,04 pCt., in Estland 3,19 pCt., in Livland 2,53 pCt. auf die Verheirateten (im Jahre 1887 stellte Livland sogar nur 1,4 pCt. an Verheirateten).

Wie auskömmlich in Livland für das Volksschulwesen gesorgt ist, ersieht man am besten aus dem vom statistischen Centralcomité herausgegebenen «Jahrbuch für 1884 und 1885»¹ (Tab. XCIV). Wir stellen diejenigen Gouvernements, welche in Beziehung auf das Volksschulwesen über alle übrigen hervorrangen, hier zusammen:

	Zahl der Volksschulen	Zahl der Schulkinder
Kiew (Maxim.)	1424	54385
Minsk	1266	32818
Saratow	752	98261
Livland	1917	125160

Wo giebt es Gouvernements, wo absolut mehr Volksschulen als in Livland vorhanden, doch das ist nicht massgebend. In Bezug auf die absolute Schülerzahl steht das rel. kleine Livland obenan; ihm folgt Saratow. Unter den 125160 Schulkindern

¹ Сборникъ свѣдѣній по Россіи за 1884 и 1885 гг.

waren 59140 Mädchen, ca. 47 pCt., eine Verhältniszahl, in welcher Livland ebenfalls von keinem anderen Gouvernement übertroffen wird.

Doch genug der Zahlen! Zahlen reden, sagt man. Ja, und sie reden nicht nur Worte, die den Menschen stolz und glücklich machen, sondern die ihn auch deprimiren können. Wenn doch nicht immer jener bedeutsame lateinische Spruch sein Recht forderte: «*Tempora mutantur et nos mutamur in illis!*»

D. M—o.





Wanderungen durch unsere Provinzialhauptstadt.

I.

Eine Wohlthat des Schicksals,» nennt es Ranke, «wenn Jemand eine Vaterstadt hat, die ihn durch edle Sitten aufzieht, mit grossen Erinnerungen nährt und zugleich seinem Leben einen angemessenen Schauplatz darbietet. Von verwandten Elementen umgeben, wächst er auf. Ohne viel zu suchen, Entbehren und Schwanken, umfassen ihn die natürlichen Verhältnisse, er hat festen Boden unter seinen Füssen.»

Solche Wohlthat des Schicksals hat die Bürgerschaft Rigas Jahrhunderte hindurch genossen. Wie viel davon ist ihr heute noch geblieben? Sicher und unverletzt nur Eines: die Erinnerungen! Grosse und bedeutsame Erinnerungen. Erinnerungen an barbarische Urzustände; Erinnerungen an das hereinbrechende Licht; Erinnerungen an Gefahr und Tod auf blutiger Wahlstatt; Erinnerungen an Aufkommen und Erblühen von christlicher Bildung auf Sand und Sumpf; Erinnerungen an Meineid und Verrath; Erinnerungen an Heldenmuth und Treue; Erinnerungen an Unglücksfälle und Niederlagen; Erinnerungen an Glück und Triumph; an Kleinmuth und Verzweiflung; an Standhaftigkeit und Grösse der Gesinnung.

Alles das in bunter Abwechselung, wie es der rasche Strom historischen Lebens mit sich führt. Vieles nur in undeutlichen Umrissen, weniges plastisch, greifbar. Nur einzelne Gestalten treten aus den in der historischen Erinnerung vorüberziehenden

Bildern erkennbar hervor: der Gründer der Stadt, Bischof Albert; der Reformator Andreas Knöpken; Gustav Adolf; Peter der Grosse. Die Erinnerung an diese grossen Persönlichkeiten sind Gemeingut unser Aller. Was sonst noch von der Geschichte der Stadt im Gedächtnis haftet, ist vielfach verblasst und daher wirkungslos geworden.

Meine Wanderungen wollen halbentschwundene Erinnerungen beleben; bei solchen, denen jeder Anhalt zu historischen Erinnerungen fehlt — es giebt auch solche unter uns — denselben erst ermöglichen; ich beabsichtige neben den grossen Hauptacturen der Geschichte auch die Nebenfiguren eine Rolle spielen zu lassen, neben den Staatsactionen auch die Handlungen der kleineren Mitspielenden zu berücksichtigen, der Statisten und des Chores, und auch ihnen ein Gedenken zu sichern.

1.

Kein Gebäude unserer Stadt ist so geeignet, historische Erinnerungen zu erwecken, wie der D o m. Seine Geschichte ist mit der Geschichte der Stadt aufs Innigste verflochten. Ja, der Dom und seine Umgebung sind von eigenthümlichster Bedeutung für unsere gesammte baltische Entwicklung. So radical dieser Theil der Stadt auch seine äussere Physiognomie verändert hat, so scheint er doch von Anbeginn historischen Lebens an der Düna bis in die neueste Zeit dieselbe Bestimmung gehabt zu haben, den Schatz geistlicher und weltlicher Bildung zu sammeln, zu bewahren und ihn innerhalb und weithin ausserhalb der Stadt zu verbreiten.

Hier stand im Mittelalter die Residenz der Bischöfe und Erzbischöfe von Riga, deren Wirksamkeit sich von der Narowa bis zur Weichsel erstreckte, denn auch das Ordensland Preussen gehörte zu ihrem geistlichen Bezirk. Neben ihnen erwarben sich ihre Gehilfen, die Domherren, auf dem Felde der Bildung so manches bleibende Verdienst. Domschule und Dombibliothek waren ihrer Pflege anvertraut. Mancherlei Schicksale haben alle diese Anstalten gehabt. Aber immer noch liegt hier die Wohnung des obersten Geistlichen der Stadt und des anderen an dem Dom amtirenden Predigers; bis in die neueste Zeit hinein erhielten sich, freilich vielfach umgestaltet, die Schule und die Bibliothek im Kreuzgange.

Im Fortschritt der Zeit traten dann neue Factoren der Aufklärung hinzu: die Druckereien und Zeitungen, die in ihren dicht

neben einander stehenden Häusern nicht immer mit einander harmoniren mögen, die aber alle in gleicher Weise bestrebt sind, Kenntnisse und Humanität weit über das städtische Weichbild und die Provinz hinaus zu verbreiten. Endlich wird ein noch neueres Culturmittel, das Museum, das eine fast zu lange Zeit sich mit einem engen Raum in der inneren Stadt hat begnügen müssen, erst hier beim Dom ein seiner bildenden Bestimmung würdiges Local erhalten.

Diese centrale Bedeutung im Geistesleben unserer Stadt und der Provinzen überhaupt rechtfertigt es, dass wir vom Domplatz aus unsere Wanderung beginnen.

Stehen wir in der Schlossstrasse, der alten Kathedrale zugekehrt, so breitet sich ein geräumiger Platz vor uns aus. Rechts von uns liegt an der Ecke der Schlossstrasse das moderne Gebäude der Börsenbank, an dessen herbe Schönheit wir uns mit der Zeit gewöhnen werden. Daneben steht ein altes, modern zugestutztes Privathaus; an dieses lehnen sich die Häuser der Stahlischen Druckerei, der Expedition der «Zeitung für Stadt und Land» und des «Rigaschen Kirchenblattes»; es folgen einige kleinere Privathäuser, die sich in die Mönchenstrasse hinein verlieren, auf der anderen Seite dieser kleinen Gasse erhebt sich das neuerdings ausgebaut Local des «Rigaer Tageblattes», weiter rechter Hand das ehemalige Haus der Domschullehrer, einst (wahrscheinlich fälschlich) als Wohnung Herders bezeichnet, an der Ecke der grossen Bischofstrasse das Petersensche Haus, wegen der grossen und elegant gewölbten Keller möglicherweise für einen Theil des alten «Bischofshofes» zu halten; weiter gerade vor uns die Müllersche Druckerei und Expedition der «Rigaschen Zeitung»; neben dieser der Neubau der Häckerschen Druckerei; vor diesen beiden grossen Häusern das kleine Herder-Denkmal mit der kleinen Herder-Eiche. Links an der Ecke der Schlossstrasse liegt ein im vorigen Jahrhundert von der Domadministration erbautes Haus mit der Wohnung eines an der Petri-Kirche angestellten Predigers; weiter das Gebäude des städtischen Brandcommandos, das durch einen Gitterzaun mit der Domkirche verbunden ist; hinter der Kirche ein in gothisirendem Geschmack errichtetes, zum Dom gehöriges Pfarrhaus, und hinter diesem die derzeitige Superintendentenwohnung.

Wir alle erinnern uns, dass dieser stattliche Platz vor einigen Jahren (bis 1885) noch ein ganz anderes Aussehen hatte. Etwa in der Mitte, zwischen dem Hause des «Tageblattes» und der süd-

lichen Halle am Domthurm, schnitt ein hässlicher, altmodischer Bau, äusserlich Speicher, innerlich Wohnung; das «Diaconatshaus», den Raum in zwei Theile, den Herderplatz südlich und den Domplatz nördlich, beide durch einen niedrigen Thorweg verbunden. Noch vor über 20 Jahren war auch der Domplatz enger und unschöner durch altmodische, unregelmässige Häuserchen, die sich an die westlichen Thurmhallen des Domes anschmiegen und kleine Winkel und Höfe bildeten.

Es ist bekanntlich das Verdienst des unvergesslichen Generalgouverneurs Fürsten Suworow, den Abbruch dieser die Westfronte des Domes verdeckenden Gebäude bewirkt zu haben. Im Jahre 1860 wurden auf Suworows energisches, neunjähriges Betreiben mehrere hier stehende Buden, die Organistenwohnung, ein Stall nebst Wagenhaus, sowie das Local der ehemaligen Lutherschule abgerissen und hierdurch die Möglichkeit geschaffen, den gegenwärtigen Haupteingang der Kirche unter dem Thurme herzustellen; denn bis dahin gab es hier keine Thür, sondern nur eine Fensterrose, die kleiner war, als die jetzige.

Den Haupteingang zur Kathedrale bildete bis dahin das Prachtportal an der Nordseite (zur Schlossstrasse zu). Durch diese, romanische und gothische Elemente zu imponanter Gesamtwirkung zusammenfassende Thür sind die Generationen der Stadt in einem Zeitraum von über 600 Jahren ein- und ausgegangen, ohne dass es jemandem eingefallen wäre, sich über die Gestalt oder die Lage des Einganges an der Langseite der Kirche Gedanken zu machen. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, dieses Meisterwerk aus der Zeit der Kindheit Rigas für hässlich und unbequem zu halten. Es ist jetzt gerade ein halbes Jahrhundert vergangen, seitdem man die alte Pforte durch einen Vorbau aus Ziegeln mit einer unschönen Thür und zwei Spitzbogenfenstern verdeckte. Warum? Weil es praktisch erschien, hier an dieser Stelle, zu der Tausende und aber Tausende geströmt waren, ihre Andacht zu verrichten, einen Holzstall zu haben. Auch hielt man es für feierlicher, die Andächtigen unter dem Glockenthurm in das Gotteshaus eintreten zu lassen: man brach ein grosses Thor in sehr nüchternen gothischen Formen in die Westwand und erweiterte die schon vorhandene Fensterrose, offenbar ohne sie zu verschönern. Die eben beschriebene Verlegung des Hauptportales des Domes ist übrigens eine der geringsten Sünden, die man an dem ehrwürdigen Gebäude begangen hat. Mit anderen Theilen der Kirche ist man viel schlimmer um-

gegangen. Man baute im vorigen Jahrhunderte eine Anzahl der Kapellen an den Seitenschiffen zu Miethspeichern aus — und war stolz auf diese That.

Es ist über diese Barbarei öfter und mit dem Hohn einer überlegenen Kunstbildung gesprochen und geschrieben worden. Gewöhnlich bedenkt man dabei nicht, dass solche Verstümmelung keineswegs im Widerspruch mit dem Zeitgeist geschah, der das Mittelalter in Bausch und Bogen als düstere Pfaffen- und Ritterzeit verachtete, ganz in derselben Weise, wie wir uns über die «seichte Zeit der Aufklärung» lustig machen. Das 18. Jahrhundert hatte in so fern ein besseres Recht zur Kritik, als es selbst im Stande war, einen Styl in Kunst und Handwerk, wenn nicht von Grund aus neu zu schaffen, so doch eigenthümlich und den Forderungen der Periode entsprechend auszubilden. Wir Epigonen mit dem ausgebildeten Kunstgeschmack haben gar keinen Styl, gar keinen Kunstcharakter erfunden und nehmen nicht den geringsten Anstoss daran, wenn Herren mit Schwalbenschwänzen und Damen mit Tournüren sich in «altdeutsch» ausgestatteten Zimmern auf unbequeme Truhen setzen.

Es ist nur gut, dass wir unsere Armuth neuerdings eingesehen haben und bei der Herstellung alter Denkmale der Standpunkt der Pietät massgebend geworden ist. In diesem Sinne soll ja die Restaurirung der Domkirche vom Dombauverein geleitet werden. Nicht ein ästhetisch einheitliches Ganzes zu erzielen, ist die Aufgabe. Das Gebäude soll vor allem als ein historischer Körper aufgefasst werden, dessen säculäre Wandelungen nicht zu verwischen, sondern thunlichst hervorzuheben sind. In der Phantasie aber dürfen wir uns einmal hineinversetzen in den Dom, wie ihn Bischof Albert im Jahre 1215 geplant und wie er in den Haupttheilen noch im 13. Jahrhundert aufgeführt worden ist.

Schon 11 Jahre nach der Gründung, im Jahre 1226, war der Bau so weit vollendet, dass der päpstliche Legat Bischof Wilhelm von Modena in den Mauern der Kathedrale eine glänzende Versammlung zusammenberufen konnte. Neben den gestickten Gewändern des italienischen und livländischen Bischofs und ihrer Priesterschaft sah man die weissen Ordenskleider der Schwertbrüder; unter die zahlreich erschienene weltliche Ritterschaft mischten sich die Bürger der Stadt, alle in den farbigen Trachten der Zeit. Der heitere Sinn der staufischen Epoche ertrug die einförmige Nüchternheit des Kalkbewurfs in den Gott geweihten

Häusern nicht: mindestens die Gewölberippen mussten sich in buntem Blätterschmuck vom Grau der Flächen abheben. Unserer Kirche fehlte damals noch das erhöhte Mittelschiff; gleichmässig hoch traten die drei Langschiffe neben einander; das Licht fiel durch die rundbogigen Seitenfenster ein, von denen nur die vier ältesten am nördlichen Querarm befindlichen erhalten sind. Die Aussenkapellen, welche noch vor wenig Jahren Speicher bildeten, fehlten ganz; die Seitenwände schlossen sich unmittelbar an die Seitenschiffe an; dadurch waren die Seitenfenster dem Mittelschiff näher gerückt als heute und spendeten genügende Helligkeit. Gesangbücher hatte die Gemeinde übrigens nicht, und eine etwas düstere Beleuchtung störte die Stimmung der Andacht keineswegs. Ueber der Vierung, am Anfang des Langschiffes vor dem Altarhause, erhob sich ein Glockenthurm, von dessen Höhe die ehernen Stimme erklang zu den Zeiten der Gebete, bei den Gottesdiensten, bei Festen und Processionen, bei freudigem und traurigem Anlass, Taufe und Begräbnis, Hochzeit und Tod; beim Auszuge zur Schlacht und bei Verkündigung des Friedens.

In den Fasten des Jahres 1226 hatte diese Glocke die bereits beschriebene Versammlung herbeigelockt; die Geistlichkeit und die Weltleute sollten durch den Vertreter des Papstes Vorschriften und Ermahnungen empfangen; Bischof Wilhelm von Modena verkündete hier im versammelten Concil der Geistlichkeit vor der lauschenden Menge der Laien den Willen des Stellvertreters Christi; er rief ihnen des verstorbenen Papstes Innocenz III. Bemühungen um die Befestigung und Sicherung der jungen Christencolonie ins Gedächtnis und verlas die Bullen des regierenden Papstes Honorius III., in denen derselbe zur Eintracht und Ausdauer aufforderte.

Mit diesem Concil in der Domkirche schliesst die Thätigkeit Wilhelms von Modena in Livland ab, zugleich ein Abschnitt in der livländischen Geschichte. Während von Reval aus die Dänen sich in Estland festzusetzen versuchten, hatten die Deutschen Livland von der Düna aus erobert. Bereits waren die Grundlagen des Staates gelegt. Die Schwerritter hatten an den wichtigsten Punkten des Landes ihre Burgen errichtet; die Stadt Riga wuchs mit fast amerikanischer Schnelligkeit zu einem bedeutenden Gemeinwesen heran; eine weltliche Ritterschaft gründete im Vasallendienst der Bischöfe von Riga, Leal und Semgallen auf noch unbebautem Lande Heimstätten der Cultur. Das alles konnte nicht ohne Blutvergiessen und Gewalt gegen die Eingeborenen, nicht ohne Streit

unter den Eroberern sich vollziehen. Der Italiener war gekommen, um mit eigenen Augen diese durch Boten und Briefe nach Rom gemeldeten Vorgänge und Verhältnisse zu prüfen und dem Papste darüber zu berichten. Predigend, ermahmend, Indulgenzen ertheilend, hatte er das Land von Riga aus bis in die Berge Odenpäs und Fellins durchzogen; er hatte die Deutschen zum Ausharren er-muthigt, die Eingeborenen vor Bedrückung geschützt, den über die Theilung des Landes zwischen den Bischöfen, dem Orden und der Stadt ausgebrochenen Hader geschlichtet; bei alledem sich durch Unparteilichkeit und milden Sinn die Liebe der ganzen Bevölkerung erworben.

Selten ist es einem Commissär, der aus der Fremde hier erschien, gelungen, sich so rasch in die besonderen Bedingungen livländischen Lebens hineinzufinden und darum so segensreich für die weitere Fortentwicklung zu wirken, wie Wilhelm von Modena. Er hat allerdings sich nicht vor die Aufgabe gestellt gesehen, neu zu pflanzen und zu schaffen. Die Hauptarbeit war bereits gethan von dem Bischof Albert, dem grossen Gründer Rigas und Livlands. Wilhelm hat keine jener Prüfungen bestanden, in denen sich grosse Charaktere bewähren. Aber es blickt aus seinem Thun überall eine kräftige, menschenfreundliche Seele hervor, eine zwar nicht heldenhafte, aber durchaus sympathische Erscheinung, welche durch den dunklen Hintergrund der vorhergegangenen blutigen Kämpfe gehoben wird. Es bildet eine Art Idyll im ernstesten Drama, wie der fremde Bischof mit den Tröstungen des christlichen Glaubens, mit seinem Frieden und seiner Menschlichkeit unter das zerschlagene Volk tritt, wie er es in Schutz nimmt gegen die Anmassungen der Fremden, Eltern ihre Kinder zurückgiebt, dabei immer mit ernstesten Worten lehrend und verheissend, das Werk der ersten Ansiedler billigend und segnend.

Seit den Tagen, da sich der Bischof von Modena auf jenem Concil von den Livländern verabschiedete, hat der Dom viele, zum Theil durchgreifende Umbauten erfahren. Während bei der ersten Anlage ohne Zweifel die einige Decennien früher gegründeten Prämonstratenserkirchen von Ratzeburg, Braunschweig und namentlich Lübeck dem Erbauer als Muster vorschwebten und ein Prämonstratenser, der Bischof Philipp von Ratzeburg, der auch die Burg Treiden erbaut, dem Bischof Albert berathend zur Seite gestanden hatte, tritt bei dem Weiterbau, namentlich bei der Herstellung des Kreuzganges, *vulgo* «Domsgang», der Einfluss der Cistercienser

unverkennbar hervor. Im Ornament und in den Bogenlinien des Ganges und der an denselben stossenden Gebäude macht sich eine grössere Zierlichkeit geltend, die zugleich dem Uebergangsstil von der romanischen zur gothischen Architektur entspricht. Der Nachfolger des Bischofs Albert, Nicolaus, wird an dem Bauwerk weiter gearbeitet haben; im Jahre 1264, unter der Regierung Albert Suerbeers, des dritten Bischofs und ersten Erzbischofs von Riga, ist in einer Urkunde von dem Kreuzgange wie von einem schon vorhandenen Bauwerk zuerst die Rede.

Wie durch Anbauten das Aeussere des Domes, so erlitt im Laufe der Zeit auch das Innere starke Veränderungen. Im 15. Jahrhunderte trat das Bedürfnis ein, die Kirche zu vergrössern; man riss die Seitenwände ein und verlegte sie dahin, wo sie jetzt stehen, an das Ende der äusseren Strebebögen. So wurden nördlich und südlich an den Seitenschiffen Kapellen gebildet, und die Seitenfenster noch weiter von dem Mittelschiff gerückt. Das Mittelschiff konnte nicht mehr genügend Licht empfangen, man erhöhte es daher weit über die Seitenschiffe und brachte die Rosetten über den Seitendächern an.

Bischof Albert hätte seine Kirche kaum wiedererkannt, wäre er etwa um die Zeit der Entdeckung Amerikas in sie eingetreten. Die Zeit war eine andere geworden, und mit ihr hatten sich die Anschauungen und die Einrichtungen der Kirche verändert. Die frühere Einfachheit in den Ceremonien und der Ausstattung der Kirchen war überwältigender Mannigfaltigkeit und strahlendem Prunk gewichen. In alter Zeit hatte ein Altar zur Verehrung Gottes und der Heiligen, namentlich des Schutzheiligen einer Kirche genügt. Jetzt füllten sich die Wände und Kapellen der vornehmeren Gotteshäuser mit Altären zahlreicher Heiligen. Auch unser Dom hatte anfangs nur einen Altar gehabt, den Hochaltar, der der Mutter Gottes, und zwar der «Maria in den Sonnen» geweiht worden war. Am Ende des Mittelalters standen über 20 Altäre in der vergrösserten Kirche vertheilt. An allen diesen Altären sah man fast zu jeder Tages- und Nachtzeit Priester stehen, Gebete und Messen celebriren, für deren Verrichtung sie aus den Vermächtnissen frommer Sterbender oder sonst besonderer Sühne Bedürftiger ihre Besoldung erhielten. Reiche und vornehme Personen suchten durch Anstellung eines Priesters, Vicarius genannt, ihr Seelenheil für alle Zukunft zu sichern. Der Vicarius hatte für den Spender eine Seelenmesse entweder täglich oder an bestimmten Tagen zu halten.

Könnten die Steine reden, so hätte so manche marmorne Altarplatte merkwürdige Geschichten zu erzählen von ihrer Stiftung, von Schuld oder Verbrechen der Stifter, welche sich getrieben gefühlt, solch frommes Werk zu erbauen und die Rente eines Capitals zum Unterhalt des betreffenden Vicarius auszusetzen. Oft entsprang übrigens der Entschluss, einen Altar und eine Vicarie zu stiften, nur dem Wunsche, die Familie, die in der Nähe des heiligen Tisches ihr Erbbegräbnis hatte, würdig zu repräsentiren.

Einer der Altäre verdankte seine Erbauung einer Begebenheit, die nicht allein in Riga eine lebhaftere Bewegung unter der Bürgerschaft hervorrief, sondern auch in den anderen Ostseestädten viel erörtert, wiedererzählt und endlich so ausgeschmückt wurde, dass ein ganzer Roman daraus entstand.

Die Chronik des rigaschen Rathsschreibers Hermann Hellewegh erzählt davon Folgendes: Es geschah im Jahre 1423 am 14. Nov., dass der Ordensmeister Sifrid Lander von Spanheim E. E. Rath in den Dom vor sich gefordert und daselbst im Chor denselben hart angefahren hat, indem er ihn beschuldigte, dass er einen lübschen Bürgersohn Hermann Klempow nicht sofort und gebühlich gestraft; und doch habe Klempow selbst, nachdem er anfangs gelehnet, hernach, durch Zeugen überführt, eingestanden, 6 Last Salz auf des Ordensmeisters Rechnung und Gefahr, aber ohne dessen Auftrag in Preussen gekauft und hergeführt zu haben. «Deswegen der Meister die Rathsherren ihren Amtseid gebrochen zu haben beschuldigt, auch begehret, den Klempow alsbald in Haft zu bringen. Darauf der Rath geantwortet, dass eine solche Sache nie vor ihn gekommen, er wüsste bis dato nichts darum, weil solches beim Untergericht passiret; wollte auch, wenn die Sache vor den ganzen Rath gelangen sollte, gebühlich darin erkennen. Der Herr Meister bestand darauf, dass man ihm zu viel gethan, und weil der Rath sich nicht anders resolvirte, rief er das heilige Blut und die Mutter Gottes zur Rache, an der Stadt solches zu ahnden. Als nun die Herren des Rathes um Gottes willen baten, sich dessen so hoch nicht anzunehmen, sie wollten den Verbrecher schon zu richten wissen, sagte der Herr Meister: «Ihr versteht mich zu wenig und kehrt Euch nicht an meine Rede. Glaubt mir! All ist mir der Bart weiss! Die Nägel sind mir so stumpf noch nicht! Kriege ich Einen bei den Ohren, ich will ihn fest genug halten, dass er das wohl fühlen soll. Ich warne und sage Euch das zuvorn: Wer das Haupt angreift, der scheert den Bart.»»

Hierauf hat er Intercessions-Schreiben der Stadt Lübeck für den Klempow vorgezeigt, womit er auf zwei Herren des Rathes gezeiet, deren einer des Jahres zuvor gen Lübeck gesandt gewesen, dass derselbe solche Intercessions-Schreiben für den Klempow extractirt haben sollte; und dieser war Herr Hartwich Segefried, welchen er als wider seinen Eid gehandelt zu haben und den eigentlichen Urheber der ganzen Sache schalt. Der andere, Herr Johann Brodhagen, sollte solches durch Schreiben gleichfalls ausgewirkt haben. Dieser hat sich mit gebührlchen höflichen Worten verantwortet. Als aber jener (Segefried) auch hervorgetreten und um Anhörung angehalten, hat der Meister ihm solches verweigert. Als er aber um Gehör, sich zu entschuldigen, angehalten, hat der Herr Meister ihm zur Antwort gegeben, er wäre der Mann nicht, dem er das einwilligen sollt und ihm schweigen geheissen. Darauf Herr Hartwich Segefried gesagt: «Ihr seid ein Herr, möget sagen, was Ihr wollt!» Auf welche Worte der Herr Meister nach seinem Schwerte gegriffen und auf Herrn Hartwich Segefried eingedrungen. Worüber Herr Hartwich auf die Seite gebracht und dem Herrn Meister zugeredet worden.

Indessen entstand ein Getümmel im Volke, die Kirchenthüren wurden gesperrt und die Sturmglocken gezogen. Der Rath, der hierdurch überrascht gewesen, habe, alsbald er solches vernommen, das Volk um Gottes Willen einzuhalten und Friede geboten, wie denn auch kein Mensch von des Herrn Meisters Seiten beleidigt worden. Allein der Herr Meister ist mit den Seinen voller Unmuth und Zornes nach dem Schlosse geritten; hernach hat er solches dem Herrn Erzbischof geklagt, welcher seine Abgesandten nach Riga geschickt, und den Rath deswegen besprechen lassen.»

Der Chronist schildert zum Schluss dieses Abschnittes, wie nach längeren Verhandlungen die ganze Angelegenheit vor den Landtag kommt, der die Stadt schuldig findet und ihr auferlegt, einen Altar zu Ehren der *Mater dolorosa* zu erbauen und für dessen Bedienung einen Vicarius anzustellen, der 12 Mr. jährlich aus der Stadtkasse erhalten solle. Die Stadt musste sich fügen, der Altar wurde errichtet, und zwar in der Marienkapelle, der jetzigen Altarhalle, an der nördlichen Wand gleich am Eingange.

Die Schuld oder Unschuld Hermann Klempows, resp. des rigaschen Rathes lässt sich heute nicht mehr feststellen. An der ganzen Erzählung interessirt vor allem das gespannte Verhältnis zwischen dem Orden der Mönchsritter und der Bürgerschaft. Der

schlimme Betrug mit den 6 Last Salz bildete hier die kleine Ursache zu unverhältnismässig grossen Wirkungen. Die Erbitterung des greisen Ordensmeisters wird durch den Widerspruch des Rathes so gesteigert, dass er mit bewaffneter Hand auf seinen Gegner eindringt. Die Bürgerschaft nimmt an dem Streit um die Schuld oder Unschuld des lübecker Bürgersohnes so lebhaften Antheil, dass alsbald die Sturmglocke gezogen wird und der Rath einen Angriff auf des Meisters Person nur mit Mühe abwehren kann. Kaum dass die Weissmäntel das Schloss erreicht haben, rüstet sich die Stadt zu offenem Krieg. Der Tod Spanheims und die mildere Persönlichkeit seines Nachfolgers Cysse von Rutenberg ermöglichten für dieses Mal noch eine Versöhnung.

Die Volksphantasie beschäftigte sich aber noch lebhaft mit dem Vorgang und wusste, wie es heute auch noch geschieht, zu den allgemeinen Motiven der streitenden Parteien allerhand persönliche hinzuzufügen. Man brachte beim Wiedererzählen der Begebenheit in den Trinkstuben und bei Gildenversammlungen romantische Einzelheiten an und vergass darüber den Ursprung des Zwistes. Nicht das prosaische Salz sollte den Anlass zum Zorn des Ritters gegeben haben, sondern ein schönes Weib. Bald nach dem Tode Spanheims verbreitete sich der ausgeschmückte Bericht in die anderen Städte der Ostsee.

Nicht lange, und ein lübecker Chronist gab folgende Novelle zum Besten:

«Darna des mandages na mydvasten starff Syfridus Spanheim, de meister van Lyfflande, eines varliken dodes. Dat quam also tho: Dar was ein junck copman bynnen der stad to Rige, genomet Marquard klempowe, eines borgers sone van Lubeke, woll beruchtet und lefftalich¹. Desseme copmanne wolde de sulve meister ein wif geven, de van boseme ruchte was, und, also me sprack, sine mejerse, und he wolde erer nicht hebben. Also de vrowe, Odele genomet, horde, dat de knape se vorsmade und upwarp, dat toch se sick seer to hone und ginck vor den meister unde clagede ene vor eren deeff². Des leet de meister ene to hand anngripen und in de hechte³ setten; darna des rictedages leet he ene vorordelen und to der galgen vordomen, also einen vorwunnen⁴ deeff, woll dat he openbarliken sine unschult bewysede. Do de arme man by de galgen quam, dar he inne sterven scholde, do reep he luder stempne⁵

¹ Liebreizend. — ² Dieb. — ³ Gefängnis. — ⁴ überführten.

⁵ Mit lauter Stimme.

over alle dat volk, des vele mit em ginck und weneden van medelinge, wente se alle sine unschult wusten: «Nach dem male ick nute vorrichtet¹ byn to deme dode unschuldichliken van deme erdeschen richtere, so lade ick vor dat gotlike, strenge, rechtverdige richte den sulven richter, meister Siverde van Spanheim, dat he my dar antworde in deme drutteynden² dage, unde hore dar dat gotlike ware ordell over myne und syne sele!» Do he dat gesecht hadde, do leet he sick willichliken hengen. Also de rede der ladinge vor den meister quamen, de gingen eme nicht to herten, men he was vrolick mit siner leven vrouwen, de den armen mynschen hadde van deme lyve bracht. Des drutteinden dages, also he sad ann der tafelen und wolde eten, do word em ovele to mode: he vill tohand in kranckheit und sprack to sinen vrunden: «Byddet god vor my! mynes levendes is nicht mer!» darmede vorkerede he sine ogen und in grezeliker bere³ gaff he den geist up.»

Eine solche Scene, wie sie der rigasche Chronist glaubwürdig überliefert, und eine solche tendenziöse Ausschmückung der Thatsache im Munde des Volkes waren nur in Zeiten möglich, wo das Verhältnis zwischen den einzelnen Gruppen der Bevölkerung ein total anderes geworden war, wie in der Zeit des Bischofs Albert und Wilhelms von Modena.

Die Ordensritter waren reich und mächtig geworden, sie fühlten sich als die berufenen Landesherrn gegenüber dem Plebejervolk der Städte. Sie rekrutirten sich meist aus den Familien des deutschen Adels und fassten ihren Beruf auf, wie die grosse Mehrzahl der Prälaten jener Zeit den ihrigen auffasste: in erster Linie als gute Versorgung. Wol hat es an klugen und energischen Leitern der Ordenspolitik auch in der letzten Zeit des Mittelalters nicht gefehlt, aber, wie alle geistlichen Institutionen, die der Geist der Kreuzzüge ins Leben gerufen, verfiel auch der Deutsche Orden in Livland und Preussen beim Anbruch der neuen Zeit in Erstarrung und Schwäche. Es war eine jener Corporationen, die sich nicht umändern und reformiren liessen. Unabweislich war auch hier das Bewusstsein eingedrungen, dass die Gelübde veraltet waren, dass die Statuten sich überlebt hatten. Es half wenig, dass man neue Regeln ausarbeitete, die neue Zeit ging über diese conservativen Bestrebungen hinweg.

Allgemein brach sich in den Staaten Europas die Tendenz

¹ Gerichtet. — ² Dreizehnten. — ³ Geberde.

Bahn, aus den verwickelten Verhältnissen des ständischen Organismus zu den Formen des Einheitsstaats mit monarchischer Spitze sich hindurchzuarbeiten. In Preussen hat diese Entwicklung in der Säcularisation des Ordens und der Begründung des Herzogthums durch Albrecht von Brandenburg ihre Vollendung gefunden, in Livland kamen ähnliche, gewiss zeitgemässe, Bestrebungen nicht zum Ziel.

Neben der mönchischen Genossenschaft des Ordens hat die Priesterschaft, wie in aller Welt, so auch hier in Livland durch verschärfte Strafen und Synodalbeschlüsse ihr erschlafte Leben erneuern wollen. Davon giebt eine interessante Zusammenkunft des livländischen Klerus in unserem Dom vom J. 1428 Zeugnis; die Versammlung fand also nur wenige Jahre später als der Vorfall mit Sifrid von Spanheim dort statt.

Das Protokoll ist erhalten und verdient wol, in unseren Tagen in Erinnerung gebracht zu werden. Es enthält neben der Wiederholung der Normen des gemeinen kanonischen Rechts eine Reihe eigenthümlicher Bestimmungen, welche durch die locale Lage hervorgerufen waren. Namentlich erscheinen die Paragraphen beachtenswerth, welche dem Verkehr mit der örtlichen Landbevölkerung gewidmet sind. Der § 3 z. B. lautet: Da Nichts der Kirche Gottes mehr schaden kann, als dass unwürdige Pastoren in dem Seelsorgeramt angestellt werden, und da in dieser neuesten Zeit (früher also nicht) nicht nur unwissende, sondern auch, was abscheulicher ist, *stumme Hirten*, die das Idiom ihrer Schafe nicht verständlich zu reden wissen, zu ihres eigenen Heiles und vieler Seelen Untergang zu seelsorgerischen Aemtern zugelassen sind (woher es geschieht, dass dem christlichen Volke die nothwendige Speise des Gotteswortes entzogen wird) . . . bestimmen wir, dass nur solchen Personen, die die Sprache der Eingepfarrten kennen, Pfarren gegeben werden; und dass diejenigen schon angestellten Pfarrer, welche nicht der Landessprache mächtig sind, Capläne halten, die sie in der Predigt vertreten können. Zuwiderhandelnde sollen vom Amte removirt werden.

Der § 27 schreitet gegen den Perkonscult und die Anbetung von Schlangen und Bäumen ein.

Andere Artikel nehmen sich der Bauern an; gewähren ihnen Schutz im Handel, verbieten die Heranziehung derselben zur Arbeit an Sonn- und Feiertagen, bewahren sie vor der Wasser- und Feuerprobe, auch wenn sie selbst sich dazu erbieten.

Wie in diesen, so spricht sich auch in den anderen Theilen der Beschlüsse sowol das Bekenntnis aus, dass es viele Misbräuche gebe, als auch der ernste Wille, dieselben abzuschaffen. Wie bekannt, ist das auf diesem Wege nicht gelungen. Die Kirche konnte nicht durch einzelne Massregeln gebessert werden, es mussten neue Grundlagen ihrer Existenz, ihres Lebens geschaffen werden. Als Luther diese Aufgabe erfüllte, war Riga unter den allerersten Städten des Reiches, die für sein Werk ernstes Verständnis zeigten und es annahmen. Freilich im Dom wurde der alte Gottesdienst noch längere Zeit beibehalten, es blieben die Altäre, die Heiligenbilder, die Reliquienschreine. Sie wurden verschont von den Bilderstürmern, wie die vielen alten Gräber, unter denen die der Bischöfe und Erzbischöfe durch kunstvollen Schmuck auf den Grabsteinen hervorragten. Eine kurze Zeit schien es, als sollte der Dom und der Domplatz seine vorher angedeutete Bestimmung, der baltischen Civilisation die Richtung zu geben, verleugnen. Doch es schien nur so. In Wirklichkeit vollzog sich auch hier die Umwandlung, die, gleich wie an anderen Orten, eine geistig gehobene, den Interessen der Literatur und Kunst zugewandte Periode einleitete.

Joseph Girgensohn.





Ein Blatt aus dem Tagebuche eines Kurländers.

Die nachstehenden kurzen Aufzeichnungen sind einem grösseren Tagebuche entnommen, welches den als Schriftsteller bekannten Freiherrn Otto Joh. Heinr. von Mirbach zum Verfasser hat. — Am 20. December d. J. 1776 geboren, empfing Mirbach eine sorgfältige Erziehung und begab sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zur Vollendung seiner Studien auf verschiedene deutsche Hochschulen, zunächst nach Jena. Da die Schilderung seiner Studentenzeit in Jena auch für weitere Kreise unserer Landsleute vielleicht nicht ohne Interesse sein dürfte, so wurde die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieses kurzen Abschnittes von den jetzigen Besitzern des Tagebuches in dankenswerthester Weise gewährt, eine weitere Publication desselben aber aus mehrfachen Gründen vorläufig verboten. Der Verfasser, ein Mann von hervorragender Begabung, tiefer Bildung, lauterem Charakter, von wärmster Liebe zur Heimat beseelt, diente dem Lande Jahre hindurch in verschiedenen Stellungen, seine Mussestunden den Wissenschaften widmend, und starb am 6. Mai 1855 hochbetagt als Kreismarschall, Staatsrath, Kammerherr und Ehrencurator des *Gymnasium illustre* zu Mitau.

Ein bleibendes Denkmal hat er sich selbst gestiftet durch die von ihm hinterlassenen werthvollen Werke, durch seine Römischen Briefe (2 Theile, Mitau, Lucas, 1835; neue Folge, 2 Theile, 1841) und besonders durch seine vorzüglichen, noch heute viel gelesenen Briefe aus und nach Kurland (2 Th., Mitau, 1844).

*

*

*

Von meiner Reise über Memel und die kurische Nehrung weiss ich wenig mehr zu sagen, als dass das jämmerliche Land und die traurige Gegend nicht gemacht waren, um meine freundliche Heimat aus meinem Gedächtnisse zu verwischen. In Königsberg nahm ich die ordinäre Post, die damals neun Tage und eben so viel Nächte ununterbrochen und in einem Zuge bis Berlin fuhr oder vielmehr sich schleppte. Oft sah ich den Schwager zu Fuss ganze Stunden lang und zwar recht langsam neben dem Fuhrwagen einhergehen und mehr als ein ganz gewöhnlicher, mit schwarz eingetheerter Leinwand überzogener und mit hölzernen Bänken versehener Fahr- oder Frachtwagen war die vielleicht *ex contrario* so genannte Diligence nicht. Die Zeit drängte mich, ich beschleunigte daher meine Reise, eilte nach einem ganz kurzen Aufenthalt durch Berlin, das ich später besser kennen zu lernen mir vornahm, und kam noch glücklich einige Tage vor dem Anfange des Semesters in Jena an. — Da war ich denn nun in dem berühmten, zum Theil auch berühmtesten Jena, wo ich mich nun ausbilden und recht fleissig studiren wollte, hoffentlich mich auch schlagen und ausserhalb der Collegien ein braver Bursche und echter Jenenser werden sollte und werden wollte. — Ich fand mehrere Landsleute in Jena vor, die sich sogleich des Ankommenden annahmen, mich einrichteten, mir in der sogenannten Schraney, einer Art von kurischer Herberge, ein Quartier besorgten und mir allerlei Anweisungen in Rücksicht der zu hörenden Collegien ertheilten. Meine Empfehlungen an die Professoren Ilgen, Niethammer, Schütz hatte ich abgegeben, die von Dr. Rink an den Professor Ilgen muss dringend gewesen sein, da der Herr Professor mir sogleich seinen Tisch, versteht sich für gehörige Bezahlung, anbot, was ich auch mit Dank annahm. — Das Leben in Jena war zu meiner Zeit ausserordentlich wohlfeil. Mein Quartier z. B., zwei recht hübsche Zimmer, kosteten nur 50 Thaler jährlich, mein Tisch, noch dazu im Hause eines Professors, 4 Thaler monatlich. Er war nun freilich nach dem Preise eingerichtet und von Herzen schlecht. In meinem Leben habe ich, mit Ausnahme in den entlegenen Hütten des schottischen Hochlandes, nicht schlechter gegessen als in Jena. Als ich später in meinem Hause für mich und ein paar Landsleute einen Tisch zu 6 Thaler monatlich einrichtete, schrie man über einen bisher in Jena unerhörten Luxus.

Kleider, was man so eigentlich Kleider in der Gesellschaft zu nennen pflegt, trug man in der Regel nicht, sondern blos eine

leichte Art von Mänteln, eine sogenannte Chenille, bisweilen mit einer Weste, aber immer ohne Beinkleider, da diese unter der weiten Chenille ohnehin nicht zu sehen waren. Die Kurländer machten von dieser Regel eine kleine Ausnahme, ich machte eine grosse, denn ich erschien stets im Frack und in den bei einem Frack wenigstens unentbehrlichen Beinkleidern. Ich war für Jena reich, mein Vormund hatte mir nämlich 200 Ducaten für das Jahr ausgesetzt, eine Summe, mit der ich anfänglich oft nicht was anzufangen wusste. Das fand sich aber in der Folge, wie man denn über dergleichen Uebelstände, zumal in der Jugend, leicht hinwegkommt.

Jena war damals eine hochberühmte und starkbesuchte Universität. Sie zählte unter den 5000 Einwohnern 1100 bis 1200 Studirende, oder Studenten, oder Burschen, wie man sie mit einem technischen Ausdruck nannte, und unter den Professoren einen Griesbach, dem seine Kritik des neuen Testaments einen grossen Namen gegeben hatte, und Paulus, der noch lebt und in Heidelberg an der Spitze der rationalen Theologen Deutschlands steht. Professoren waren ferner: die beiden Hufeland, Fichte, das damalige Haupt einer nagelneuen Philosophie, Schmidt als Psychologe, Schütz als gelehrter Grieche, Ilgen als Lateiner bekannt und endlich Schiller, der aber nicht mehr Vorlesungen über Aesthetik hielt und nur seinen Namen zur Verherrlichung des Lectionskatalogs hergab. Ausserdem lebten in Jena als Privatleute und wahrscheinlich durch Goethes und Schillers Ruf hingezogen die beiden Schlegel und die beiden Humboldt, die man ohne weiteren Zusatz nur zu nennen braucht. Selbst Goethe sah man öfter in Jena als in dem nahen Weimar, diesem damals durch Goethe, Wieland, Herder berühmten Saal-Athen; so nannte man Weimar unter dem Herzoge Ernst August und seiner Mutter Anna Amalia, die als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes sich grosse Verdienste um das Land erworben, jene Koryphäen der Dichtkunst um sich versammelt und den Grund zu dem weit verbreiteten Rufe Weimars gelegt hat. In der Gesellschaft war ich sehr bald bekannt geworden, besonders durch die Bälle auf der Rose und durch die Einrichtung, die ich in Gemeinschaft mit einem Herrn H. . . . für diese Bälle traf. Es war Sitte in Jena, dass stets zwei junge Leute aus dem Studentenheer zu Vorstehern gewählt wurden, die auf Ordnung halten und, wenn es nothwendig, wie denn der Fall öfter eingetreten war, auch diese Ordnung mit dem Degen in der

Faust vertheidigen mussten. Die Wahl traf mich und Herrn H. . . . ; ich, obgleich immer noch Fuchs, wurde Ordnungs-, mein Freund — Tanz-Director. Wir waren Beide in unserem Element, entsprachen auch vollkommen den von uns gehegten Hoffnungen und übertrafen sie sogar. Wir liessen sogleich, versteht sich auf unsere Kosten, den sonst sehr hübschen Saal statt der bisher üblichen Talglichte hell und herrlich mit Wachskerzen erleuchten, die Dielen bohnen und die herzogliche ausgezeichnet schöne Musik zusammt ihren Pauken und Trompeten aus Weimar holen. Zu der Eröffnung der diesjährigen Bälle luden wir Beide, und zwar persönlich, die Herren Professoren nebst Familien ein, was bisher auch nicht üblich gewesen war und die Veranlassung wurde, dass wirklich viele von den alten Perrücken erschienen. Als wir das erste Mal den Rosenball mit einem Dreher, wie damals der äusserst langsame Walzer hiess, eröffneten, war die ungewöhnlich zahlreiche Versammlung erstaunt und bis in den dritten Himmel, der in Jena eben nicht sehr hoch hing, entzückt. Ich erhielt mehr als einen recht warmen Händedruck, namentlich von meiner hübschen Wirthin und bekam mehr als einmal den lieben und liebsten Herrn Baron auf gut Sächsisch zu hören. Für die Gesellschaft geschah sonst wenig in Jena. Nur die Hofrätthin Schütz versammelte während des Winters wöchentlich ein Mal, einen Cirkel in ihrem Hause, der einzig in Jena und einzig in seiner Art war. Damen, die Wirthin des Hauses ausgenommen, sah man gar nicht, dafür aber die berühmtesten Köpfe Deutschlands, wie sie sich nur sehr selten, vielleicht nie mehr beisammen finden. Man sah hier Goethe und Schiller, die beiden Humboldt, die beiden Schlegel, Fichte, Paulus, oft auch Wieland und Herder, die aus dem nahen Weimar herüberkamen. Goethe war mehr in Jena als in Weimar, um, wie es wenigstens hiess, gemeinschaftlich mit Schiller die Herausgabe der «Horen» zu besorgen, wie man aber allgemein glaubte, um der hübschen Paulus den Hof zu machen. Mir war dieser hochgestellte, sich selbst wol noch höher stellende Goethe in einem hohen Grade zuwider. Die übrigen, damals freilich noch nicht so hell leuchtenden Gestirne, die beiden Schlegel und die beiden Humboldt, selbst Paulus und Fichte, liessen sich denn doch bisweilen zu uns herab und würdigten uns dann und wann eines Wörtchens, der stolze Goethe niemals. Ich weiss nicht, ob der stolze Mann jemals mehr als höchstens einen gnädigen Blick an einen Studenten verloren hat, von denen ohnehin nur wenige, ein paar Reichsgrafen von Loevenstein, ein

paar Reichsbarone und den nachmals als Philosophen bekannten Herbart ausgenommen, Zutritt zu diesem Cirkel hatten. Ich gehörte zu den Auserwählten, zufällig oder vielleicht weil ich bisweilen auf den Bällen mich zu einem Dreher mit der dicken, bereits alternden Hofrätthin Schütz herbeiliess. Da war, wie Goethe auf dem seinigen, ich auf meinem Platz, den ich mit Würde sogar gegen Goethe zu behaupten wusste. Auf den Bällen in der Rose schien ich ihn gar nicht zu beachten, liess sogar oft absichtlich seinen Lieblingsdreher mit Mad. Paulus unterbrechen. Ich war nämlich Tanzdirector und, wie schon gesagt, auf meinem Platz. *Chacun à son tour.*

Carl Boy.





Notizen.

Zwei Erzählungen von Graf Leo Tolstoi. Luzern. Familienglück. Aus dem Russischen von Wilhelm Lange. Leipzig. Philipp Reclam jun.

Die meisten Erzählungen des berühmten russischen Romanschriftstellers sind warme, eindringliche Plaidoyers für die Einfachheit des vollkommenen Naturzustandes gegen die vermeintlichen Segnungen der Cultur, welche sich durch ihre Entweihung der heiligsten Empfindungen des Menschen als eine Ausgeburt der Hölle zu erkennen gebe. Der Gedanke, dass der Mensch besser daran thäte, die Bildung von sich abzustreifen und eine Rückwärtsconcentrirung nach dem Ausgangspunkte seiner Entwicklung zu vollziehen, kann natürlich keinen Anspruch auf Neuheit erheben. Doch hat er wol noch nirgends eine so ursprüngliche, unmittelbare, kindliche und unschuldige Begründung erfahren, wie bei Leo Nikolajewitsch Tolstoi. Sein Weltschmerz ist eben rein, wahr, lauter, keusch, ohne jedes selbstische Beiwerk; er ist nicht reflectirt, sondern tief und innig empfunden; er drängt sich ihm nicht auf raffinirten Umwegen, sondern geradeswegs und unumwunden auf; er ist keine Frucht von dialektischen Kunststücken, sondern aus dem vollen Leben geschöpft. So gründet er sich auch in der Erzählung «Luzern» auf die einfache, in ihrer Einfachheit aber um so erschütterndere Thatsache: Am 7. Juli 1857 sang in Luzern vor dem Hotel «Schweizerhof», in welchem mehr als hundertreiche Menschen, zumeist Engländer, wohnten, ein fahrender armer

Sänger eine halbe Stunde lang seine Lieder und begleitete sie auf seiner Guitarre. Ueber hundert elegante Personen lauschten ihm. Der Sänger bat sie dreimal um eine Gabe. Nicht einer von ihnen reichte ihm ein Scherflein und viele lachten ihn aus. Diese haarsträubende Rohheit gilt unserem Erzähler als ein Ereignis, welches die Geschichtschreiber mit unauslöschlicher Flammenschrift in ihre Jahrbücher eintragen sollten. Es ist ihm von grösserer, ernsterer Bedeutung, als die Vorfälle, welche die Zeitungen und die Geschichte berichten. Er knüpft an dasselbe die Folgerung, dass die Menge nur eine Vereinigung von Menschen ist, welche lediglich die abscheulichen Bedürfnisse des Lebens zusammenführen, eine Vereinigung, welche nur die Schwäche und Grausamkeit der menschlichen Natur zum Ausdrucke bringt: «Warum ist ein solches unmenschliches Factum, das in einem grossen deutschen, französischen oder italienischen Dorfe unmöglich wäre, hier möglich, wo die Civilisation, die Freiheit und Gleichheit auf die höchste Spitze getrieben sind, wo die civilisirtesten Menschen der civilisirtesten Nationen auf ihren Wanderungen sich zusammengefunden haben? Warum haben diese gebildeten humanen Menschen, die sich für jede allgemeine humane That zu begeistern vermögen, kein menschliches, wahres Gefühl für eine gute persönliche That? Warum haben diese Menschen, welche in ihren Palästen, in ihren Meetings und Gesellschaften sich erwärmen für die Lage der ihnen fern stehenden in Indien wohnenden Chinesen oder für die Verbreitung des Christenthums oder der europäischen Cultur unter den afrikanischen Völkern, — warum finden diese Menschen in ihrer Seele nicht jene einfache, ursprüngliche Empfindung, die der Mensch gegen den Menschen im unverdorbenen Naturzustande fühlt? Giebt es denn eine solche Empfindung nicht mehr, und haben deren Stelle die Prahlerei, der Ehrgeiz und der Eigennutz eingenommen? Und kennen diese Menschen in ihren Palästen, Meetings und Gesellschaften keine anderen Triebfedern? Hat denn die Kräftigung des Ehrgefühls, die Verbreitung der Bildung, die Uebung der Verstandeskkräfte, der Ausbau gesellschaftlicher und staatlicher Zustände, kurz das, was wir Civilisation nennen, das Bedürfnis, unsere innersten Herzensregungen zu befriedigen, in uns erstickt? . . . Gleichheit vor dem Gesetz? Als ob sich das ganze Leben der Menschen in der Sphäre des Gesetzes bewegte! Nur ein tausendstel Theil unseres Lebens untersteht dem

Gesetz, der übrige Theil bewegt sich ausserhalb desselben, in der Sphäre der Sitten und Anschauungen der Gesellschaft &c.» Es liegt jedoch auf der Hand, dass für die elende Behandlung eines armen Teufels durch einige Menschen nicht die Menschheit verantwortlich gemacht werden kann. Es widerspricht aller Logik, um hundert selbstsüchtiger, fühlloser Bürger des sprichwörtlich stolzen meerumgürteten Albion willen alle Welt zu verdammen. Am allerwenigsten hätten wir eine solche Paradoxie aus dem Munde Tolstois erwartet, in dessen Drama «Die Macht der Finsternis» wir in Blut waten, obwol die in ihm auftretenden und handelnden Personen von des Gedankens Blässe nicht im mindesten angekränkt sind. Jenes für das Volk und in der meisterhaft getroffenen Sprache des Volkes geschriebene Volksstück ist eine unwiderstehliche, zwingende Widerlegung der Heilsbotschaft: «Selig sind die Armen im Geiste». Urtheilt doch der unnachahmlich gezeichnete Knecht Mitritsch in dem sich während der Ermordung von Akulinas Kind abspinnenden Zwiegespräche mit einem Mädchen über die Landbevölkerung: «Niederträchtiges Volk, diese Weiber! Auch von den Männern ist nicht viel Gutes zu sagen, aber die Weiber erst. . . Wie die wilden Thiere! Nichts ist ihnen heilig. . . Was ist denn solch ein Bauernweib? Nichts als Schmutz ists. Millionen giebt's Eurer im Lande, und alle seid ihr blind wie die Maulwürfe und unwissend. Die Kühe einräuchern damit sie nicht crepiren, und kleine Kinder unter die Hühnersteige tragen und andere Hexereien dieser Art — das ist Alles, was sie kennen. . . Nach Millionen zählt man Euch, Weiber wie Mädchen, und Alles wie die wilden Thiere. Wie sie aufwächst, so stirbt sie. Nichts hat sie gesehen, nichts gehört. Der Bauer kann wenigstens in der Schenke was lernen, oder gelegentlich beim Herrn im Schloss oder bei den Soldaten. Und das Weib was? Nicht nur, dass es vom lieben Gott nichts weiss — . . . blind wie die jungen Hunde kriechen sie herum, immer mit den Köpfen in den Mist rein. . . Freilich kann mans von Euch nicht verlangen. Wer bringt Euch denn etwas bei? Höchstens mal ein betrunkenener Bauer mit der Pferdeleine. . . Eine Viehheerde ohne Hirten, und frech bis zum Aeussersten — weiter sind sie nichts; die dümmste, überflüssigste Gesellschaft.» In der That ist der poetische Traum von dem unverdorbenen Sohne der Natur ein Ritt in das märchenhafte Reich der phantastischen Romantik und das gerade Widerspiel der Wirklichkeit. Die Naturvölker haben, da in der Entwicklung des

Inviduums sich die Entwicklung der Art spiegelt, mit dem Kinde den vollständigen Mangel an Selbstbeherrschung und die rückhaltlose Hingabe an die jeweilige Stimmung gemein. Lieutenant James Cook, welcher in den Jahren 1768—1771 seine Entdeckungsreisen im Stillen Ocean ausführte, meldete von den Bevölkerungen der dortigen Inseln, dass sie die wechselnde Farbe der Stunde zur Schau tragen. Bei der geringsten Veranlassung vergossen sie Thränen und ergaben sich ohne Vermittelung wieder der ausgelassensten Lustigkeit. Andere Beobachter haben seither ähnliche Erfahrungen gemacht. Dumont d'Urville berichtet von einem Neu-Seeländer, welcher wie ein Kind weinte, weil die Matrosen sein Kleid mit Mehl bestäubt hatten. Indem die Naturvölker von dem Augenblicke beherrscht werden, ganz und gar im Banne der plötzlichen Eingebung stehen, ist ihnen das Pflichtgefühl, das Gewissen völlig fremd, und darin liegt der Schlüssel zu ihrer Wildheit und Treulosigkeit.

Freilich giebt es heute noch unter den an der Spitze des Fortschritts marschirenden Völkern gar viel Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit. Wer aber *sine ira et studio* prüft, was war und was ist, wer die Extreme der Menschheit in ihrem seelischen und körperlichen Zustande vergleicht und das Leben der unsterblichen Fackelträger verfolgt, an denen es keinem grossen Volke und keiner Epoche gefehlt hat, den ergreift Dankbarkeit und Bewunderung. Er vernimmt den Triumphgesang des Erfolges, welcher aus der Tiefe der Jahrtausende heraufrauscht; er empfindet die Würde und die Gemeinsamkeit unseres Geschlechts, und erhöhte Liebe zur Menschheit erfüllt sein Herz. In der Sonne entfaltet sich die Blüthe; in der Sonne reift die Frucht; in diesen sonnigen Gefühlen allein spriest Lebensfreudigkeit und Arbeitslust und der ernste Wunsch, selbst ein ehrenwerthes und zugleich ein nützlich Glied dieser grossen arbeitenden Gemeinsamkeit zu werden. In überzeugender, sieghafter Weise streitet und ringt Wilhelm Jordan für seine edlen, sinnigen Verse:

«War nur ein holder Traum das Paradies,
 So wars ein Traum, der Höchstes wünschen liess.
 Wir sind erwacht — des Traumes Bild erblicken
 Wir immer noch, nur v o r uns statt im Rücken:
 Ein Eden, langsam wachsend aus der Saat
 Der Wissenschaft, der Arbeit und der That.»
 Den gleichen Zweck wie «Luzern» verfolgt die zweite Er-

zählung «Familienglück». Sie enthält den Roman einer Frau, welche still, zufrieden und glücklich in ländlicher, idyllischer Zurückgezogenheit und Verborgtheit auf dem Dorfe mit ihrem Gatten lebte, dieses Glück im Strudel der grossstädtischen Vergnügungen, in welchen sie der heisse Drang, den in ihr schlummern den Ueberschuss von Kraft zu bethätigen, ihr Gefühl nicht vom Leben leiten zu lassen, sondern vielmehr das Leben durch ihr Gefühl zu leiten, hereingerissen, verscherzte und zu dem wahren Genusse des Lebens selbst erst dann gelangte, als sie die ganze Thorheit des Lebens durchgekostet hatte. Dieser Erzählung liegt eine Verwechselung des Spruches: «In uns, nicht ausser uns liegt das Glück» mit dem Grundsätze, wonach der Mensch nur auf dem Lande, nicht in der Stadt sich zur Erfüllung seines Berufes emporringen kann, zu Grunde. Es wird schlechterdings von der Oberfläche auf die Tiefe geschlossen; der Schein wird mit dem Sein, die Talmi-Civilisation mit der echten, unverfälschten Civilisation für eins erklärt.

Noch hätten wir an dieser Erzählung auszusetzen, dass sie die Verlobung von Mascha und ihrem Vormunde Sergei Michailitsch — dies die Helden des Romans — auf eine ganz eigenthümliche Weise zu Stande kommen lässt. Mascha wird, nachdem sich beider Herzen in einer herrlichen Sommernacht gefunden haben, ohne sich indess zu entdecken, von einem uns ganz seltsam anmuthenden mystischen Geiste erfüllt, welcher sie zu Schritten treibt, die sich mit unserem Begriffe von dem Ewig-Weiblichen durchaus nicht in Einklang bringen lassen. Sie fasst den Entschluss, bis zu ihrem Geburtstage, an dem sie beichten will, zu fasten und an demselben um jeden Preis Sergeis Braut zu werden. Sie versetzt sich durch ihr frommes, gottesfürchtiges, demüthiges Thun in einen jener glückseligen Träume, wo man gewissermassen einen hellen Blick in die Vergangenheit und Zukunft zu werfen vermag, ja sogar zu wissen glaubt, wie etwas geschehen wird. In diesem hellseherischen Zustande bekennt sie dem sie anlässlich ihres Geburtsfestes beglückwünschenden Geliebten, den sein biederer Charakter und sein feiner Tact von einer offenen Annäherung an das kindliche, weltfremde Mündel abhält, ihre stürmische Liebe, die nur in der ewigen Vereinigung mit ihm ihre Befriedigung finden werde.

Dr. Bernhard Münz.

Die Immobiliensteuer in Riga und die Gebäudesteuer in Oesterreich von Gustav Sodoffsky, cand. rer. merc. Riga 1888. Verlag von Alexander Stieda.

Die kleine Schrift zieht eine Parallele zwischen den beiden genannten Steuern, welche, obgleich von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, viel mit einander gemein haben. Wir haben es, wenn wir nicht irren, im vorliegenden Falle mit einer Diplomandenarbeit eines Jüngers Mercur's zu thun, die, weil dieselbe sowol durch Fleiss sich auszeichnet, als auch der behandelte Stoff allgemeineres Interesse beansprucht, zur Veröffentlichung empfohlen worden ist. Der erste Abschnitt der Schrift bringt eine schätzenswerthe Zusammenstellung von Zahlenmaterial zur Geschichte der Immobiliensteuer in Riga für die einzelnen zwischen 1866 und 1887 liegenden Jahre. Seine Hauptaufgabe, ein kritischer Vergleich der Immobiliensteuer in Riga mit der Gebäudesteuer in Oesterreich, löst der Verfasser in recht interessanter Weise. Er stellt Riga, dessen Immobilienschätzungsinstructionen sehr generell abgefasst seien, die österreichischen Gebäudesteuervorschriften, welche durchaus casuistisch abgefasst sind und die dem freien Ermessen der Beamten nur wenig Spielraum übrig lassen, als Vorbild hin.

Allen denjenigen, welche für Steuerwesen Interesse haben, sei das Schriftchen, das über die österreichischen Gebäudesteuverhältnisse — wenigstens über die wesentlichsten Momente — in der That gut zu informiren vermag, bestens empfohlen.



Zu berichtigen:

Auf S. 121 Z. 4 v. o. ist zu lesen: 24 pCt. (vom Bauerland in Estland verkauft) statt 2 pCt.

Auf S. 126 statt «berühmter» Entwurf — berührter.

Herausgeber: R. Weiss. — Verantwortlicher Redacteur: H. Hollander.